Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 38 — Leipzig, den 20. September — **1894**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das ganze Christentum — Die religiöse Entwicklung von Susanna Katharina von Klettenberg. (Erste Hälfte) — Karl von Hases Gesammelte Werke: 2. Leben Jesu — Schweizer Bilder in deutscher Beleuchtung: 3. Verhandlungen über den Glauben an Jesus Christus — Die Beleuchtung der Frauenfrage in Sarah Grands Romanen: 1. Allgemeines. Ideala — Verschiedenes: Soziale Litteratur; Gustav-Adolf-Festspiele; Für das Gustav-Adolf-Jubiläum; Litteratur aus dem Gustav-Adolf-Verein — Quittung — Anzeigen

Das ganze Christentum

Matth. 22, 34 — 40

Ein jüdischer Gesetzeskundiger versuchte den Heiland einst mit der Frage: Welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz? Dieser merkte sehr wohl, in welcher Absicht ihm die Frage vorgelegt wurde; dennoch gab er eine Antwort, aber eine solche, die die Absicht des Fragenden vereitelte. Jesus erkannte das Recht jener kasuistischen Theologie nicht an, die Unterschiede in der Verpflichtung der einzelnen Gebote machte. Er faßte darum das ganze Gesetz zusammen und stellte dessen Grundforderungen, nämlich Gottes- und Menschenliebe, als gleichwertig hin, ja als dasselbe. Er sprach: „Du sollst lieben den Herrn, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Denken. Dies ist das größte und vornehmste Gebot. Ein zweites aber ist von gleichem Wert: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. In diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten."

Von der Gottesliebe geht Jesus aus, sie soll auch nach dem Gesetze das Zentrum der Menschenseele sein. Wirkliche Erfüllung des Gesetzes ist ohne Gottesliebe nicht denkbar. Ist das Gesetz der Ausdruck des göttlichen Willens, der Gesinnung und dem Wesen Gottes entsprechend, so muß das Herz des Menschen, der den Willen Gottes thun will, vor allem von der Liebe Gottes erfüllt sein. Diese Liebe ist die höchste Realität des sittlichen Denkens und Wollens; daher ist es sicher ohne sie nicht möglich, das Gute zu thun und zu vollbringen. Aber das ist nun das Charakteristische in diesem großen Worte Jesu, daß er die Gottesliebe ganz und vollständig an die Menschenliebe knüpft. Niemand hat den Sinn dieser Rede des Heilands tiefer verstanden als Luther. Er sagt:

> Strebe, daß dein Leben ja nicht dir, sondern allein deinem Nächsten notthue und dienstlich sei. . . . Siehe darauf, daß die Werke, die du thust, nicht auf Gott, sondern auf den Nächsten gerichtet sind. Christus macht aus der Liebe Gottes und des Nächsten gleiche Liebe. Und das darum: aufs erste, daß Gott unsre Werke und Wohlthat nicht bedarf, sondern hat uns damit zu dem Nächsten gewiesen, daß wir demselben thuen, was wir ihm thun wollten. Da bei dem Nächsten soll man Gott finden und lieben, da soll man ihm dienen und Gutes thun; daß also das Gebot von der Liebe Gottes ganz und gar herunter in die Liebe des Nächsten gezogen ist. . . . Denn er hat sich darum der göttlichen Gestalt entäußert und hat die knechtische Gestalt angenommen, auf daß er unsre Liebe gegen ihn herunterzöge und auf den Nächsten hefte.

Luther fügt, schmerzlich bewegt im Hinblick auf die Gottesverehrung seiner Zeit, hinzu:

> Statt dessen gaffen sie in den Himmel und geben große Gottesliebe und Gottesdienst vor.

Gewiß steht es nach den Worten Jesu nicht so, daß die Menschenliebe *eine* der mannigfachen Aeußerungen der Gottesliebe ist, sondern sie ist ihre ganze und vollständige Aeußerung. Der „Gottesdienst" des Christen ist das Leben in der Liebe Gottes, wodurch die Selbstsucht in ihm mehr und mehr ertötet wird und er seine Freude und Befriedigung im Dienst gegen den Nächsten findet. Es ist Gottesdienst, wenn wir in unsrer sittlichen Bildung immer freier werden von dem Geizen nach Weltehre und Weltgenuß, wenn wir in unserm irdischen Beruf immer selbstloser werden im Dienste für andre, in der Mitteilung des Besten, was wir haben, an sie.

Mit diesem Gottesdienst unsers Lebens, der alles umschließt, was an Aeußerungen, Werken und Thaten bei uns aus der in uns wirkenden Gottesliebe hervorgeht, dürfen wir nicht verwechseln, was wir im kirchlichen Leben „Gottesdienst" nennen. Das ist überhaupt kein „Werk," das wir etwa für Gott vollbringen müßten. Luther verlangt mit Recht, daß unsre Werke in diesem Sinne nicht auf Gott gerichtet sind. Er bedarf sie nicht, wir können damit nicht etwa seine Ehre vergrößern. Mit unsern Werken hat er uns auf den Nächsten gewiesen. Der Mensch, der sich von dieser Erkenntnis nicht leiten läßt, meint Gott wohlgefällig zu sein, indem er „kirchliche Werke" und „religiöse Uebungen" verrichtet, während sein Leben ohne Segen für seine Mitmenschen bleibt. Denn die notwendige Folge solch verkehrter Anschauung ist, daß, indem einem Menschen seine Werke für Gott als groß erscheinen, er darüber die Werke für den Nächsten vernachlässigt. Alles, was wir Kultus nennen und was mit ihm im Zusammenhange steht, ist nicht ein Werk in dem Sinne, wie es Gottes Wille im Gesetz von uns verlangt — dieses hat sich nur auf den Nächsten zu beziehen —; es ist vielmehr eine Feier, bei der sich das Gotteskind in der Gemeinschaft mit den Brüdern dessen bewußt wird, was es in der Liebe seines Gottes besitzt. Darum dürfen wir auch nach richtiger christlicher Anschauung von diesem sogenannten „Gottesdienst" nie so reden, als ob die Teilnahme daran ein notwendiges „Werk" wäre, das der Christ seinem Gotte schuldig sei.

Dabei drängt sich uns eine doppelte Erwägung mit großem Ernste auf. Eine noch so rührige Beteiligung am Kultus der christlichen Gemeinde und an allem, was mit ihm in Verbindung steht, kann niemals für den Mangel der Liebeserweisung gegen den Nächsten, die das eigentliche christliche Lebenswerk, der christliche Gottesdienst ist, Ersatz leisten. Damit soll wahrlich nicht der große Wert des Gemeindekultus gemindert werden. Wo christliches Leben ist, ergiebt er sich ganz von selbst. Aber wir sollen aufhören, ihm eine Bedeutung beizulegen, die er nicht hat. Die Frucht des christlichen Lebens, der Erweis seines Vorhandenseins und seiner Lebendigkeit ist das Leben in der Liebe gegen die Brüder, nicht bloß gegen die, die uns Gutes gethan, auch gegen die, die uns Böses gethan haben, ja die sich als unsre Feinde erwiesen haben. So wird ein Christ vollkommen, wie der Vater im Himmel vollkommen ist, der seine Sonne über Böse und Gute aufgehen und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Frage ich: ist dieser oder jener ein christlich gerichteter Mensch? so habe ich keinen andern Maßstab zur Beantwortung dieser Frage, als daß ich prüfe: legt sein Leben davon Zeugnis ab, daß es von selbstloser und wahrer Menschenliebe bewegt wird? Ein solches Leben wird

nicht von den Motiven des Naturdaseins, in dem die Selbstsucht der entscheidende Faktor ist, bewegt, sondern von Motiven, die jenseits der Naturgrenze liegen, von Motiven göttlichen Lebens. Christentum ist Leben in der Liebe Gottes, ist die Ausgestaltung des irdischen Lebens zum Segen der Brüder in der Liebe Gottes.

Ist das aber Wahrheit, so folgt daraus, welch ein zartes Ding es um die christliche Beurteilung eines Menschenlebens ist. Ja, wären hier die Merkmale der „Kirchlichkeit," der Teilnahme an kultischen Handlungen oder was dergleichen mehr ist, entscheidend, dann wäre jene Beurteilung leicht zu vollziehen. Aber so liegt es nicht. Wo wir irgendwie die Spuren jener selbstlosen Liebe, die göttlich ist — nicht natürlich —, in einem Menschenleben wahrnehmen, da muß uns die Thätigkeit und Wirkung des göttlichen Geistes feststehen. Es mögen schwache Anfänge sein, ja es mag der Gedanke Gottes noch im Hintergrunde schlummern; je mehr die selbstlose Liebe sich entwickelt, um so gewisser führt sie auf ihren Urgrund, auf Gott. Wir können nicht bescheiden und zartfühlend genug sein, wenn wir beurteilen, ob ein Menschenleben wirklich ein „Gottesdienst" sei. Ganz offenbar kann es nur vor Gott sein. Aber das tritt uns aus dieser Betrachtung hell entgegen: das Christentum ist die absolut sittliche Religion. In ihm ist die Religion Sittlichkeit und die Sittlichkeit Religion. Tn

---

Die religiöse Entwicklung von Susanna Katharina von Klettenberg

1

Susanna Katharina von Klettenberg gehört zu jenen „heiligen Weibern," deren Schmuck der Apostel Petrus so lieblich schildert: „der verborgne Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist;" sie war eine jener Seelen, von denen ein andrer Apostel sagt: „Euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott." Wenn dennoch ihr Name in ganz Deutschland in hoher Ehre genannt wird, so liegt dies darin, daß nach ihrem Tode ein Mann ihr Grab mit unvergänglichem Lorbeer bekränzt hat, dessen Schriften in unserm Volke hoch gefeiert sind — Goethe. Er hat nicht nur in Dichtung und Wahrheit der alten Freundin innig dankend erwähnt, sondern auch das sechste Buch in Wilhelm Meisters Lehrjahren ausschließlich ihrem Gedächtnisse gewidmet. Es ist freilich eine sehr fremdartige Umgebung, in der die herrlichen „Bekenntnisse einer schönen Seele" hier erscheinen, und man kann wohl die Frage aufwerfen, ob der Dichter wohlgethan habe, jene Aufzeichnungen seinem Roman als ein im Grunde doch diesem ganz widerstrebendes Stück einzuverleiben — Goethes eigner Schwager, Schlosser, war von Verdruß erfüllt, daß dieser reinen Seele ein solcher Platz angewiesen worden —; aber an sich haben wir doch dafür zu danken, daß die merkwürdige Lebensbeschreibung dadurch nicht der Vergessenheit anheimgefallen ist. Wir wissen nicht, ob es eine Sonderausgabe der Bekenntnisse in volkstümlicher Bearbeitung giebt; eine solche Ausgabe für das christliche Haus wäre jedenfalls, wenn sie noch nicht existirt, eine sehr lohnende Aufgabe, da die religiöse Entwicklung der schönen Seele in hohem Grade anziehend und in vieler Hinsicht lehrreich ist.

Es erhebt sich freilich hier die andre Frage, inwieweit diese Bekenntnisse ein zuverlässiges Bild der innern Entwicklung von Susanna von Klettenberg geben. Unzweifelhaft enthalten sie einige Zuthaten des Dichters selbst, ja er hat gegen das Ende in mehreren Beziehungen die Geschichte absichtlich etwas verändert, um eine Verbindung dieser Einschaltung mit dem folgenden Buche seines Romans einigermaßen herbeizuführen. Da aber neuere Forschungen genaue Aufschlüsse über die meisten der hier unter anderm Namen geschilderten Personen gebracht haben, so läßt sich aus der Zuverlässigkeit solcher Angaben schließen, daß eigne Aufzeichnungen der schönen Seele Goethe vorgelegen haben müssen. Es ist denn auch die Meinung der bedeutendsten Forscher, daß das Meiste unmittelbar auf Fräulein von Klettenberg zurückzuführen ist. Dafür entscheidet auch eine

Stelle aus einem Briefe der Frau Rat an ihren Sohn, der über jenes merkwürdige sechste Buch aus Wilhelm Meister handelt. Indem sie ihm eine fremde Anzeige darüber zuschickt, schreibt sie an ihn in ihrer eigenartigen Schreibart und Orthographie:

> Auf der andern seite steht meine Rezention. Psalm 1 — Vers 3 — auch seine Blätter verwelken nicht! Das ist der Lieben Klettenbergern wohl nicht im Traume eingefallen — daß nach so langer Zeit Ihr Andenken noch grünen — blühen und Seegen den nachfolgenden Geschlechtern bringen würde. Du mein Lieber Sohn! warst von der Vorsehung bestimt — zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter — Gottes Seegen und tausend Dank davor! und da aus dieser Geschichte deutlich erhelt — daß kein gutes Saamenkorn verloren geht — sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit; so laßt uns gutes thun — und nicht müde werden — denn die Ernte wird mit vollen Scheunen belohnen.

Aus diesen Worten geht klar hervor, daß es sich bei den Bekenntnissen der Hauptsache nach um persönliche Aufzeichnungen handelt. Dafür spricht übrigens auch ein Blick in die uns noch erhaltnen Aufsätze des Fräulein von Klettenberg über christliche Freundschaft, ihre Gedichte und ihre Briefe.*) Hier begegnen uns überall dieselben religiösen Anschauungen und auch die gleichen Lieblingswendungen, wie sie in den Bekenntnissen uns entgegentreten.

Es liegt die Vermutung nahe, daß außerdem in der Vaterstadt der schönen Seele sich noch manche Ueberlieferungen an jene hervorragende Frauengestalt erhalten hätten. Leider ist das aber nicht der Fall. Während man in Frankfurt entschieden ein außergewöhnliches Interesse nimmt an bildlichen Darstellungen, Urkunden oder Hausmöbeln aus der reichsstädtischen Zeit, die von vielen Privatpersonen eifrig gesammelt werden, so haben sich mündliche Traditionen in Bezug auf Frankfurts Vergangenheit in litterarischer Hinsicht kaum erhalten, wie schon Friedrich Böhmer 1844 klagte: „Hier sind keine Traditionen mehr, weder von Frankfurts poetischer Blütezeit um 1770, noch von der zweiten um 1800." Derselbe Uebelstand ist zu beklagen hinsichtlich des berühmten Erbauungsschriftstellers Johann Friedrich Starck, dessen Gedächtnis in Frankfurt auch völlig verschollen ist, so viel auch seine Schriften noch gelesen werden. Immerhin haben sich einige Ueberlieferungen über die schöne Seele erhalten in der Familie von Pfarrer Johann Andreas Claus († 1815), der in seiner Jugend ihr nahe gestanden hatte.

2

Wir beginnen mit einigen Nachrichten über die Klettenbergische Familie. Die Vorfahren der schönen Seele väterlicherseits wohnten seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Frankfurt, und mehrere hochangesehene Männer sind aus diesem Geschlechte hervorgegangen. Der Vater von Susanna hieß Remigius und war Arzt, auch Mitglied des Rats, wie einige seiner Ahnen. Die Mutter war eine Tochter des Arztes Johann Philipp Jordis und der Susanna Jordis, geb. de Neufville. Auf diese Beziehung zu der reformirten Refugiéfamilie de Neufville scheint Susanna hohes Gewicht gelegt zu haben, denn sie übertrug in ihrem Testamente, obwohl sie selbst der lutherischen Kirche angehörte, der deutsch-reformirten Diakonie die Verwaltung ihres Nachlasses, indem sie zur Begründung bemerkte: „Das Vermögen, so ich besitze, hat Gott meinen Voreltern, den de Neufvillischen, geschenkt, nachdem sie um der Wahrheit willen und aus Liebe zu derselben ihr Vaterland und ansehnliche Güter mit dem Rücken angesehen. Er, als ewig Wort und Treue haltender Gott, der versprochen hat, alles das, was um seinetwillen verlassen wird, reichlich zu ersetzen, hat es an ihnen erfüllet." Wir dürfen aus diesen Bemerkungen den Schluß ziehen, daß die Ueberlieferungen aus der Familie der Großmutter frühzeitig auf das empfängliche Kindesgemüt einen tiefen Eindruck gemacht haben, und daß die schöne Seele sich bewußt war, diesem Geschlechte mehr als ein nur materielles Erbe zu verdanken. Von beiden Eltern empfing sie am Morgen des Lebens

*) Vgl. J. M. Lappenberg, Reliquien von Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg. Hamburg, 1849. Die Aufsätze über die Freundschaft finden sich auch in der interessanten Schrift von Franz Delitzsch: Philemon oder von der christlichen Freundschaft. Dritte Auflage. Gotha, Schloeßmann, 1878.

bedeutende Einwirkungen. Während die Mutter, deren Sinn fromm und auf das Praktische gerichtet war, ihr Gemütsleben durch Einführung in die biblischen Erzählungen segensreich befruchtete, hat der Vater der begabten und empfänglichen Tochter besonders geistige Anregung gegeben, indem er ihr Pflanzen und Tiere selbst vorzeigte und sie so in die Geheimnisse des Naturlebens einzuführen suchte.

Sie hat das Licht erblickt am 19. Dezember 1723, als erstes Kind, dem noch zwei Schwestern folgten, mit denen sie stets herzlich verbunden blieb. Ueber die ersten Lebensjahre weiß sie merkwürdigerweise nicht das Mindeste zu berichten. Als sie aber am Anfang des achten Jahres einen Blutsturz bekam, ward ihre Seele ganz „Empfindung und Gedächtnis.“

Während meines neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld aushielt, ward — so äußert sie selbst — der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiste die ersten Hilfsmittel gereicht wurden, sich nach seiner eignen Art zu entwickeln. Ich litt und liebte, das war die eigentliche Gestalt meines Herzens.

Wenn Susanna so selbst betont, welchen Segen sie der Krankheit verdankte, die ihr eigentlich das ganze Leben lang eine treue Begleiterin bliebe, so ist es doch nicht richtig, zu behaupten, daß ihr Wesen ganz auf körperlichem Wehe beruhte. Goethe hat als achtzigjähriger Mann einem jungen Verwandten gegenüber in solchem Sinne sich geäußert, indem er ihre Geduld und Ergebenheit rühmte, jedoch mehrfach wiederholte: „aber freilich sie war krank.“ Man wird wenigstens diesen Umstand nicht zu hoch anschlagen dürfen, da körperliches Leiden in vielen Fällen den Menschen ungeduldig und launisch macht. Als sie sich von jener Krankheit erholt hatte, war nichts Wildes mehr in ihr übrig geblieben; ein schwärmerischer, träumerischer Zug beherrschte sie völlig, dem die Mutter mit Recht entgegentrat, indem sie sie zu mancherlei häuslichen Arbeiten anhielt, während der Vater ihr viele Bücher in die Hand gab, die ihrer lebhaften Phantasie beständig neuen Stoff darboten. Die Mutter verlangte, daß wenigstens die Bibel ebenso fleißig gelesen würde, was denn auch geschah. Die Lektüre eines etwas phantastischen, aber christlich gefärbten Romans trug immerhin dazu bei, den Hang zu dem Unsichtbaren, den sie immer auf eine dunkle Weise fühlte, zu vermehren; denn ein für allemal sollte Gott auch ihr Vertrauter sein.

Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt; ich weiß noch einige Verse, die ich der Mutter damals in die Feder diktirte.

Im zwölften Jahre begann der auf die Konfirmation vorbereitende Unterricht. Sie äußert sich darüber folgendermaßen:

Bei dem letztern [Unterricht] wurden manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts, was sich auf meinen Zustand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden, ich war stolz darauf, besser als meinesgleichen von ihm reden zu können, ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand setzten, von Religion zu schwatzen, aber nie fiel es mir ein, zu denken, wie es denn mit mir stehe, ob meine Seele so gestaltet sei, ob sie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne wiederglänzen könnte; das hatte ich ein für allemal schon vorausgesetzt.

Wie treu ist hier der Zustand so vieler Kinderseelen in der Zeit der Vorbereitung auf die Konfirmation geschildert! Es sind nicht die schlimmsten, sofern es ihnen nicht an einem gewissen Interesse fehlt, und doch ist da noch nichts von einem Leben aus der Ewigkeit zu spüren. Ob hier, wie es Goethe von sich versichert, ein dürftiger Religionsunterricht Mitschuld hatte, läßt sich nicht sagen — im ganzen hatte Frankfurt damals tüchtige Seelsorger. Susanna ist möglicherweise von ihrem früh vollendeten Verwandten, dem Pfarrer Johann Erasmus von Klettenberg († 1743), eingesegnet worden, der unter anderm mit der Geschichte der Buchdruckerkunst in Frankfurt sich beschäftigt hat. Doch liegt es noch näher, an den trefflichen Senior Dr. Walther zu denken, dessen Tochter Eleonore die innige Herzensfreundin ihrer Schwester Maria Magdalena war.

Als das Kind zur Jungfrau heranwuchs, that sich vor ihr die große Welt auf. Nun gab es Komödien, Bälle und was sich daran anschließt, ob auch die Eltern sie so viel als möglich zurückhielten. Ueber diese Zeit äußert sie sich später mit sichtlicher Wehmut.

Die Empfindungen für den Unsichtbaren waren bei mir fast ganz verloren. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerstreute mich und riß mich wie ein starker Strom mit fort. Es waren die leersten Jahre meines Lebens, tagelang von nichts zu reden, keinen gesunden Gedanken zu haben, und nur zu schwärmen, das war meine Sache.

Wie viele Jungfrauen müßten, wenn sie auf die ersten Jahre nach der Konfirmation zurückblicken, ähnliche Geständnisse ablegen! Bei alledem hatte der vielfach bedenkliche Umgang, in den sie verwickelt wurde, für sie nicht geradezu verderbliche Folgen, da sie einen natürlichen Widerwillen gegen alles Unreine empfand, der sie vor mancher Versuchung bewahrte. Neben vielen Männern, die ihr einen Ekel einflößten durch ihr Verhalten, lernte sie einen kennen, der durch Kenntnisse und Betragen sich auszeichnete und damit sich den Weg in eine geschlossene Gesellschaft der würdigsten Männer geöffnet hatte. Es war der berühmte Rechtsgelehrte Dr. Johann Daniel von Olenschlager, in den Bekenntnissen Narciß genannt. Bei einer Verwundung des von ihr so geschätzten Mannes wurden ihr selbst ihre Empfindungen offenbar. Durch die heftige Erschütterung ward sie wieder an sich selbst erinnert.

Die bunten Bilder eines zerstreuten Lebens, die sonst Tag und Nacht vor den Augen schwebten, waren auf einmal weggeblasen. Meine Seele fing wieder an sich zu regen, allein die sehr unterbrochne Verbindung mit dem unsichtbaren Freunde war so leicht nicht wieder hergestellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung, es war wieder etwas, aber gegen sonst [sie denkt an ihre Kinderjahre] ein großer Unterschied.

An die originelle Art der ihr in mancher Hinsicht geistesverwandten Mutter Goethes erinnert die Bemerkung:

Ich hatte Gott während vier wilder Jahre ganz vergessen, nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntschaft war erkaltet; es waren nur Zeremonienvisiten, die ich ihm machte, und da ich überdies, wenn ich vor ihm erschien, immer schöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies, so schien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken.

Es ist nun ergreifend, wie es ihr allmählich klar wurde, daß ihr Bräutigam, so viel geistige Anregung sie ihm verdankte, seinem innersten Wesen nach nicht zu ihr stimmte, und wie sie dadurch immer entschiedner dazu geführt wurde, auch ihm gegenüber ihre Freiheit zu behaupten. Sie empfand es, daß die gerade Richtung ihrer Seele durch thörichte Zerstreuung und Beschäftigung mit unwürdigen Sachen gestört wurde. Sie suchte Trost im Gebet, allein sie fand ihn nicht immer.

Es war mir wie einem, der sich an der Sonne wärmen will, und dem etwas im Wege steht, was Schatten macht. Was ist das? fragte ich mich selbst. Ich spürte der Sache eifrig nach und bemerkte deutlich, daß alles von der Beschaffenheit meiner Seele abhing; wenn die nicht ganz in der geradesten Richtung zu Gott gekehrt war, so blieb ich kalt, ich fühlte seine Rückwirkung nicht und konnte seine Antwort nicht vernehmen.

Wenn sie sich infolge solcher Erwägungen von geräuschvollen Lustbarkeiten fernhielt, so beleidigte es ihren Verlobten, denn er „fürchtete sich äußerst vor dem Lächerlichen, das uns der Anschein ängstlicher Gewissenhaftigkeit vor der Welt giebt.“ Es war ein innerer Konflikt, in den so manches ernster gerichtete Mädchen im Brautstande gerät, und sie fühlte immer klarer, daß sie keinen Mittelweg halten konnte, daß sie entweder die reizenden Vergnügungen oder die erquickenden innerlichen Empfindungen entbehren müßte. Sie handelte nun jedesmal, wie ihr ums Herz war, und wich nicht ein Haar breit. In ihrem Hause siegte sie bald, obwohl der Vater anfangs gezögert hatte, sich für sie zu erklären. Da aber der Bräutigam ihre Gesinnungen nicht teilte, löste sich schließlich das Verhältnis ganz auf.

Und nun ward es endlich ruhig in ihrem Innern. Es begann für sie ein völlig neues Leben.

Ich mochte mich umsehen, wie ich wollte, so hatte ich bei meinem Verluste noch gewonnen. Ich zeichnete, malte, las und fand Menschen genug, die mich unterstützten; statt der großen Welt, die ich verlassen hatte, oder vielmehr, die mich verließ, bildete sich eine kleinere um mich herum, die weit reicher und unterhaltender war. Ich hatte eine Neigung zum gesellschaftlichen Leben, und ich leugne nicht, daß mir, als ich meine ältere Bekanntschaft aufgab, vor der Einsamkeit graute. Nun fand ich mich hinlänglich, ja vielleicht zu sehr entschädigt.

Es ist übrigens anzuerkennen, daß sie aus ihrer persönlichen Erfahrung und Empfindung nirgends ein bindendes Gesetz für andre macht. Sie hält sich fern von dem, was sie selbst inner-

lich ärmer und leerer gemacht hat; aber sie sagt nirgends, daß die gleiche Ursache bei allen andern notwendig die gleiche Wirkung hervorrufen müßte. So fehlte ihrer Frömmigkeit ganz jener starre, gesetzliche Zug, der so leicht zum Pharisäertum führt und Fernerstehende abstößt.

Unter den Personen, die zu der von ihr erwähnten kleinen Welt gehörten, trat besonders ein Mann ihr nahe, der in den Bekenntnissen den Namen Philo trägt, wieder ein Rechtsgelehrter, nämlich der Legationsrat Friedrich Karl von Moser, der Sohn des trefflichen, von dem Herzoge Karl Alexander lange schuldlos in Haft gehaltnen württembergischen Staatsmannes und Liederdichters Johann Jakob Moser. Er weilte eine Reihe von Jahren damals in Frankfurt, wo auch mehrere seiner juristischen Werke entstanden sind. Dies freundschaftliche Verhältnis zu dem ebenso frommen als gelehrten Manne brachte ihr vielseitige Förderung. Es kam sogar im Jahre 1754 zu einer gemeinsamen Schrift, an der sich außerdem noch ihre Schwester Maria Magdalena beteiligte, unter dem Titel: „Der Christ in der Freundschaft.“ Es ist dasselbe Werk, das Franz Delitzsch, mit einigen eignen Zugaben vermehrt, unter dem Titel „Philemon“ neu herausgegeben hat. Obwohl die Verfasser ihren Namen hinter Buchstaben verbargen, konnten sie doch später infolge einer brieflichen Notiz ermittelt werden. Denn Moser hatte einem nahen Freunde die Zeichen enträtselt, indem er beifügte:

> Es ist eine besondre Gnadengabe von Gott, die Bekannt- und Freundschaft dieser auserwählten Person erlangt zu haben, und unsre Freundschaft ist wirklich so, wie Sie es gedruckt lesen.

Der erste Aufsatz rührt von Susanna von Klettenberg her. Er handelt über den Charakter der Freundschaft und ist gewissermaßen von grundlegender Bedeutung für die ganze Sammlung. Als charakteristisch läßt sich etwa folgende Stelle des sehr lieblichen Aufsatzes hervorheben:

> Die innere Uebereinstimmung, [vorher von ihr als homogeneum bezeichnet] ist die Ursache aller Freundschaften, die bei unbekehrten Menschen zu finden sind. Bei denen, die aus Gott geboren wurden, hebet die Gnade diesen innern Grund nicht auf, wo er ohnedem war; aber solche Seelen werden noch durch ein andres Band verbunden, das stärker als der Tod und eine Flamme des Herrn ist. An dieser Beschreibung erkennt man die Liebe. So stark, so innig das Band einer natürlichen Zuneigung immer werden kann, so erreicht es in seiner größten Höhe nicht den niedrigsten Stand der Liebe; denn soweit diese natürliche Verbindung immer gehen kann, so kann sie doch nicht außer den Schranken ihres Ursprungs — und der ist bloß natürlich.

Es folgt dann eine Beschreibung der von Gott geweckten Liebe auf Grund von 1. Kor. 13, 1 f., die hinter der neuerdings viel gefeierten von Drummond (Das Beste in der Welt) nicht zurücksteht. Sehr beachtenswert ist auch der Aufsatz: „Die Beobachtung der sittlichen Pflichten bei einer christlichen Freundschaft,“ wo besonders über den Wert der sogenannten Komplimente viel die Rede ist. Die andern Aufsätze handeln von der Freundschaftstreue, von der Kindern Gottes unanständigen Tändelei mit Freunden, von billigem und unzeitigem Nachgeben, von dem Himmel und der himmlischen Freude. Es handelt sich hier meist um Fragen, die für die schöne Seele selbst einmal brennend geworden waren und praktische Bedeutung gewonnen hatten, wie eben aus den Bekenntnissen sich ergiebt. Für ihre persönliche Stellung zu Moser ist wohl folgende Stelle aus dem ersten Aufsatz entscheidend:

> Giebt es nicht viele tausende Eheleute, die vergnügt und glücklich leben, aber Freunde sind sie nicht — wer dieses nicht versteht, weiß nicht was Freundschaft ist —, und sie werden es auch nicht werden, weil dieser innere Grund der Aehnlichkeit fehlet. So giebt es im Gegenteil solche, durch eine natürliche Uebereinstimmung gebundne und durch die Gnade geheiligte Freunde beiderlei Geschlechts, die sich nicht zu ehelichen gedenken.

In den Bekenntnissen schreibt sie darüber:

> Da er, wie er sagt, an mir eine Person fand, die nicht das Ausschweifende und Leere der großen Welt und nicht das Trockne und Aengstliche der Stillen im Lande habe, so waren wir bald vertraute Freunde.

D=Fr

Karl von Hases Gesammelte Werke

2*)

Band IV: Geschichte Jesu. Nach akademischen Vorlesungen. 2. Auflage herausgegeben von Gustav Krüger. 774 S. 12 bezw. 13,50 Mk.

Das Leben Jesu war der Gegenstand, mit dem Hase seine akademische Thätigkeit in Tübingen eröffnete — im Jahre 1823. Dieses Gebiet der Theologie, das sich inzwischen zu einer besondern Disziplin ausgebildet hat, war damals noch so gut wie gar nicht angebaut, und so ist Hase der Begründer der wissenschaftlichen Darstellung des „Lebens“ oder der „Geschichte“ Jesu geworden. Während eines Zeitraums von mehr als fünfzig Jahren hat er dann in jedem dritten Jahre diese Vorlesungen gehalten, deren gedrängter Inhalt zuerst 1829 in einem kleinen Lehrbuch erschien, das den Zuhörern als Leitfaden diente und auch unsrer Geschichte Jesu zu Grunde liegt. Diese selbst ist im Jahre 1875 zum erstenmal erschienen, also nicht in der Zeit der Hochflut des Interesses für diesen Gegenstand, aber selbstverständlich mit Berücksichtigung der epochemachenden einschlägigen Werke. Die zweite, uns vorliegende Auflage (1891) ist herausgegeben von Professor D. Gustav Krüger in Gießen.

Es wäre zu wünschen, daß dieses sine ira et studio, aber mit um so mehr gesundem Menschenverstand geschriebene Buch denen in die Hand käme, die einst von Strauß und Renan etwas verschmeckt haben und seitdem mit ihrem Urteil über Christus, vielfach auch über das Christentum, fertig zu sein wähnen. Wir haben zwar hier keine Ausgabe „für das deutsche Volk,“ aber jeder Gebildete, er braucht nicht theologisch gebildet zu sein, der sich überhaupt die Fähigkeit bewahrt hat, ein ernstes Buch zu lesen, wird in diesem Werk eine anziehende und nützliche Lektüre finden.

Eine ausführliche Einleitung eröffnet das Buch. Im ersten Kapitel wird hauptsächlich die schwierige Frage der evangelischen Quellen verhandelt, die ja von einer allgemein anerkannten Beantwortung noch immer weit entfernt ist und eine unbestrittene Lösung kaum finden dürfte, wenn nicht neue litterarische Funde neue bestimmte Aufschlüsse geben. Es ist ja eigentlich ein kühnes Unternehmen, auf so schwankendem Grunde eine Geschichte, ein Leben Jesu aufbauen zu wollen, zumal die Evangelien selber nicht das geben, was man im strengen Sinn eine Geschichte, eine Biographie nennt. Nicht einmal in das Verhältnis der drei ersten Evangelien unter einander haben wir einen sichern Einblick. Die Wissenschaft hat gezeigt, daß man die Ursprünglichkeit des Markusevangeliums mit ziemlich gleich triftigen Gründen erweisen kann, wie dessen Abhängigkeit von Matthäus und Lukas. Im Verlauf dieser kritischen Untersuchungen hat jedes der drei Evangelien schon die Ehre gehabt, für das Urevangelium gehalten zu werden, sodaß nicht viel Skeptizismus dazu gehört, um zu dem freilich doch nicht zutreffenden Eindruck zu gelangen, als drehe sich die Wissenschaft auf diesem Gebiet im Kreis herum.

Und dann erst der gordische Knoten der Johanneischen Frage! Wie schwierig ist es und wie viel wissenschaftlicher Takt gehört dazu, eine Quelle richtig zu benutzen, die auf der einen Seite alles, was sie berichtet, unter dem Gesichtspunkt einer bestimmten Idee, der Logosidee, darstellt und gleichsam das Rohmaterial der Ueberlieferung in ein geistiges Element eintaucht, also jedenfalls nicht mehr naiv ist, — und die doch andrerseits wieder so unverkennbar historische, ganz deutlich auf Augenzeugenschaft zurückgehende Bestände aufweist. Nur ein Zug sei in dieser Hinsicht erwähnt. Keins der andern Evangelien ist an auffallend genauen Zeitangaben so reich wie das vierte („es war aber um die zehente Stunde“ — „und es war um die sechste Stunde“ u. s. w.). Ein Schriftsteller, der den geschilderten Situationen ferner stand, hätte gewiß keine Veranlassung genommen, so ins Einzelne gehende Angaben zu machen, die man ja gar nicht von ihm erwarten konnte. Sie sind ohne weitere Absicht, fast in parenthetischer Form, gemacht, gleich als wolle einer, der vieles weiß, aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen noch etwas drein geben. Eine Zeit lang war die

*) Vgl. Nr. 33.

kritische Theologie geneigt, das Evangelium als historische Quelle überhaupt zu verwerfen: man ist jetzt wieder etwas konservativer geworden. Auch Hase zieht es zur Darstellung seiner Geschichte Jesu, wenn auch mit Vorsicht heran, — und welcher Biograph Jesu möchte ganz auf dieses Evangelium verzichten! Er geht dabei aus von der Ansicht, daß das Evangelium von einem direkten Schüler des Apostels niedergeschrieben sei, wobei der oft wiederholte Versuch, die Möglichkeit apostolischer Abfassung durch Annahme einer gründlichen geistigen Metamorphose des Jüngers Johannes während eines langen Lebens plausibel zu machen, vielleicht noch etwas bestimmter abgewiesen sein dürfte.

Im zweiten Kapitel der Einleitung sind vor allem die Erörterungen über die „Idee des Lebens Jesu" bemerkenswert. Wir erfahren hier mit dankenswerter Deutlichkeit, was wir von dem Buch zu erwarten haben. „Nur menschliches Leben ist ein geschichtlicher Gegenstand" — diese Worte Hases könnte man als Motto über das Buch setzen.

Jesus rein menschlich betrachtet — ist es eine der schwersten und schönsten Aufgaben historisch und psychologisch darzuthun, wie er dazu gekommen sei, Messias seines Volkes und Heiland der Welt zu werden. Ist er der Gott selbst, der sich gesandt hat, der die Weltgeschichte von Ewigkeit her überblickte und sie wollte, wie sie ist: so erscheint solche Untersuchung ebenso unnütz als sinnlos.

Auf die Frage, ob hier das Leben eines Menschen oder eines Gottes beschrieben werden solle, giebt er zur Antwort: das Leben eines Gottmenschen. Und wie faßt er diesen Begriff? Nicht im Sinne jener Verzweiflungsauskunft, die schließlich, des langen Haders müde, das Undenkbare zusammenschweißte, sondern:

Wenn ein Mensch das Menschliche rein von der Natur empfangen und vollkommen ausgebildet hätte und durch seine fromme Liebe ethisch eins geworden wäre mit der Gottheit, so würde ein solcher Mensch das Göttliche in der Menschheit wahrhaft und in eminenter Weise darstellen. Ob für ihn der Name des Gottmenschen paßte? Betrachten wir die Menschheit nach ihrer Idee, wie sie sein sollte, so paßt er nicht, denn im wahrhaft Menschlichen ist das Göttliche schon inbegriffen, es versteht sich von selbst. Betrachten wir aber unser Geschlecht, wie es vor unsern Augen wandelt in seiner verkümmerten Wirklichkeit, die Millionen, die mit ihrem nur auf das tägliche Bedürfnis gerichteten Blick fast Tiermenschen genannt werden könnten, und auch die Besseren, meist nur Glücklicheren, weil abgefallen von jener Idee, der Sünde verfallen: so wird der eine, der etwa der Menschheit vorangeschritten, als der Vollendete, in welchem das Göttliche wahrhaft und unverkümmert Mensch geworden ist, im schönen Sinnbilde, bezeichnend daß das rechte menschliche Leben immer ein göttliches Leben ist, ein Gottmensch genannt werden.

Die Voraussetzung, daß Christus der Gottmensch in diesem Sinne sei, soll durch die geschichtliche Darstellung seines Lebens zur Thatsache erhoben werden. Den äußern Rahmen für dieses Lebensbild entlehnt Hase dem Johannesevangelium, das bekanntlich drei Passahfeste unterscheidet, denen Jesus in Jerusalem beiwohnte, während die Synoptiker nur ein Passah, das, an dem Jesus gestorben ist, erwähnen und vor diesem keine bestimmten Zeitabschnitte machen, — und so zerfällt diese „Geschichte Jesu," abgesehen von einer Vorgeschichte, in drei Perioden, der Hauptsache nach von einem Passah zum andern. Eine Geschichte Jesu, die nur aus den anerkannten Ergebnissen bereits geführter wissenschaftlicher Untersuchungen, wie aus fertigen Bausteinen sich aufbaute, ohne sich erst auf Debatten und Untersuchungen einzulassen, würde vermutlich sehr nah mit dem Markusevangelium zusammengehen, und ihm vielleicht am meisten gleichsehen, dem auch ein gewisser dramatischer Zug nicht abzusprechen ist. An sich wäre das Ideal die Vorführung des Kunstwerkes ohne das Baugerüst und ohne das Handwerkszeug: der Eingeweihte wüßte dann schon, welche Müh und Arbeit hinter dem Werke liege, und der minder Bewanderte müßte es eben gläubig hinnehmen und naiv auf sich wirken lassen, ohne nach den technischen Hilfsmitteln zu fragen. Vor der Hand wird uns aber kaum jemand das Lebensbild Jesu in vollständig fertigem, von allen Schlacken und Nähten freiem Guß darzustellen vermögen, und so ziehen es die Bearbeiter einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte Jesu vor, die Einzeluntersuchungen, aus deren Resultaten sie Zug um Zug für ihr Lebensbild gewinnen, vor dem Leser zu führen, diesen recht eigentlich in die Werkstätte der Wissenschaft einzuführen und das Werk allmählich vor ihm entstehen zu lassen. So macht es auch Hase. Sein Werk trägt daher einen ausgesprochen diskutirenden und exegetischen Charakter: er hat sich auseinanderzusetzen vor allem natürlich mit den Quellen, dann aber auch mit den verschiednen abweichenden Erklärungen und Auffassungen der einzelnen Stücke und Züge, aus denen das Bild Jesu dann komponirt wird. Es ist ein Genuß, ihm bei diesen Einzeluntersuchungen zu folgen: aus seinen Urteilen, Erwägungen und schließlichen Entscheidungen hören wir immer die Stimme eines billig denkenden, taktvollen, feinsinnigen Menschen heraus, während man andrerseits nur staunen kann über die Fülle von Geschmacklosigkeit und Afterkritik, die sich über diesen erhabnen Gegenstand schon ergossen hat. Es giebt kaum einen thörichten, kindischen Einfall, der im Zusammenhang damit nicht laut geworden wäre, und man könnte aus Kommentaren und Bearbeitungen des Lebens Jesu eine reiche Blütenlese exegetischer Kuriositäten sammeln. An Hases Werk sehen wir mit Vergnügen, wie sehr diese theologische Disziplin in der Auffassung des Ganzen wie des Einzelnen fortgeschritten ist: im ganzen hat sie an geschichtlicher Intuition, im einzelnen an Takt und Geschmack gewonnen.

Der Christus, wie Hase ihn zeichnet, ist nicht ein blutloser Schemen, wozu manche Ausleger ihn gemacht haben aus Furcht, seiner göttlichen Hoheit zu nahe zu treten. Es ist echt menschliches Leben, was sich vor uns entwickelt und zur schönsten Blüte entfaltet, Fleisch von unserm Fleisch, auch Geist von unserm Geist, nur in reinster göttlicher Verklärtheit. Wie sehr es Hase darum zu thun ist, uns soweit möglich einen Blick zu eröffnen in die geistige Entwicklung, in das Werden des Messias und ihn auf diese Weise uns menschlich nahe zu bringen, das zeigen in hervorragender Weise die Teile des Buches, wo von Jesu Erkenntnis seiner Bestimmung zum Messias und von dem Entschluß, der Messias zu werden (S. 353 ff.), ferner wo vom Plan des Messias (S. 517 ff.), vom sterbenden Messias (S. 602 ff.) und von den Gesichten der Zukunft (S. 672 ff.) die Rede ist. Diese Ausführungen gehören zum Geistreichsten und Interessantesten, was das Werk bietet.

Den Schleier des Geheimnisses, der über dem Ausgang des Lebens Jesu liegt, vermögen natürlich auch Hases Untersuchungen nicht zu heben. Die Annahme eines Scheintodes, zu der er hinneigt, kann doch im Ernst niemanden befriedigen. Schon die bloße Vorstellung, daß Jesus nach diesem grandiosen Tode noch einmal erwacht sein soll — nur um sich den Jüngern zu zeigen und dann seine Tage in Siechtum zu beschließen oder gar, um im Kreise der Essener still geborgen sein Leben hinzubringen, ein Leben, das so begonnen hatte —, diese Vorstellung hat doch etwas Klägliches an sich. Auch machen die Berichte von den Erscheinungen des Auferstandnen durchaus den Eindruck, als wollten sie nicht von einem aus dem Scheintod Erwachten reden, der nun unter den alten physiologischen Bedingungen wieder anfängt zu leben, sondern von einem, der bereits einer andern Welt angehört und nur zum flüchtigen Gruß der Seinen in die alte Heimat zurückkehrt. Sicher ist auch nach Hase nur so viel, daß die Jünger von einer Fortexistenz ihres Meisters den lebendigsten, gewaltigsten Eindruck erhalten haben, daß der Glaube an die Auferstehung und an den Auferstandnen das Panier geworden ist, um das die zerstreute Herde sich scharte, und daß sie in diesem Zeichen gesiegt hat. Das Nähere und Einzelne aber darüber, wie dieser Eindruck, dieser unerschütterliche Glaube entstanden ist — ignoramus et ignorabimus.

Durch das „Portal der Kirchengeschichte," wie Hase diese Vorlesungen nannte, treten wir in ihre Hallen ein.

P B—r

Schweizer Bilder in deutscher Beleuchtung

Von der Versammlung der schweizerischen Predigergesellschaft in Neuchatel vom 27. bis 29. August 1894

3. Verhandlung über den Glauben an Christus

Neben der Frage nach der Bedeutung und richtigen Wertung der heiligen Schrift ist es die nach der Person Christi

und seinem Erlösungswerk, die mit Recht im Vordergrunde des religiösen Interesses unsrer Tage steht. Diesem christologischen Problem war der zweite Verhandlungstag gewidmet. Zum Referenten war der über die Grenzen der Schweiz hinaus durch seine christologischen Studien und die treffliche Leitung seiner Wochenschrift Évangile et Liberté bekannte Pfarrer Chapuis aus Chexbres bei Lausanne ernannt; das Thema lautet in seiner genauen Formulirung: Der Glaube an Christus. Welches sind die Eigenschaften der Person Jesu, die den Glauben an ihn, den er fordert, rechtfertigen und erklären? Der Schwerpunkt der diesjährigen Versammlung lag mit Recht auf dem zweiten Tage. Die Zahl der Teilnehmer war von hundertundvierzig auf über zweihundert gestiegen, die mit der größten Aufmerksamkeit dem fast zweistündigen Referat folgten. Seinen Gedankengang versuchen wir im Folgenden frei wiederzugeben.

Unser Gegenstand ist von dem tiefsten Interesse, denn es handelt sich um eine zentrale Frage des Christentums. Ich glaube an Christus. Diese Worte fassen das Thema zusammen, und unsre Aufgabe ist nun, diesen Glauben einerseits zu analysiren und zu begründen, andrerseits die Beziehungen aufzudecken, die die Person Christi mit dem Phänomen des Glaubens verbinden.

Von vornherein unterscheidet sich das Christentum schon dadurch von andern Religionen, daß sein Stifter oder Begründer — beide Worte passen nicht recht zur Sache — nicht hinter den Gedanken, die er in die Welt gebracht hat (das Wort „Lehre" soll vermieden werden), zurücktreten will. Er fordert nicht in erster Linie den Glauben an den Gott, den er verkündet, oder von dem er etwas aussagt, sondern er verlangt den Glauben an seine Person, die die ganze Offenbarung enthält. Er hat keine Lehre in die Welt gebracht, wenigstens ist das nicht der Hauptzweck seiner Sendung; man kann auch nicht sagen, daß er die Menschen gelehrt hat, das Universum von neuen Gesichtspunkten aus zu betrachten, er hat vielmehr den Menschen gezeigt, wie sie leben sollen. Das that er durch sein Beispiel; er lebte seine „Lehre" — das Wort wird nun wohl recht verstanden werden — seinen Brüdern vor. Aber seine Sendung war kein Selbstzweck; er wurde der Mittler zwischen Gott und Menschen, er stellte die Vereinigung des Menschen mit Gott wieder her, oder vielmehr, er bahnte sie an und zeigte jedem den Weg dazu. Dabei wird er den Menschen die alleinige Autorität und zerbricht die andern Autoritäten (Gesetz) als falsche Stützen. — Diese Anschauung ist durch die heilige Schrift, besonders durch die drei ersten Evangelien bestätigt, sie drücken dasselbe nur mit andern Worten aus, wenn sie von Jesus als dem Licht und dem Leben reden und ihn den Weg zum Vater nennen. Die Beschreibung der Eigenschaften Jesu, die von diesem neuen Leben zeugen und es bestimmen, hängen von der Art ab, wie man den Glauben definirt. Im Katholizismus ist er die Zustimmung zu der Gesamtheit der offenbarten Wahrheit. Das ist im ersten Augenblick ein sehr einfacher und einleuchtender Glaube, über den nicht zu diskutiren ist; aber man übersieht, wie diese Zustimmung im einzelnen Menschengeist zustande kommt, wie sie mit seiner ganzen geistigen Errungenschaft, mit dem, was er seiner Ueberzeugung nach bisher für wahr hielt, übereinstimmt. Der Kampf zwischen der Intelligenz des Menschen und der ihm aufgezwungnen „Wahrheit" ist unausbleiblich; er ist der furchtbarste, der je gekämpft wurde, er schlägt die tiefsten und unheilbarsten Wunden. Sein Ende ist entweder der Abfall von der Kirche und ihrem Glauben oder ein schmähliches Unterliegen der eignen geistigen Freiheit, das Sacrificium intellectus. Ich vergesse nie, mit welch ergreifenden Worten Chapuis diesen Sieg, der in jedem Fall eine Niederlage mit sich führt, schilderte. — Die Reformation hob das sittliche Moment des Glaubens hervor, aber es gelang ihr nicht, den intellektuellen Charakter des Glaubens ganz zu verdrängen. Es geht so mit jeder Neuerung; um überhaupt Boden zu finden, braucht sie eine Basis, und diese wird am besten das Althergebrachte sein; so kommt es, daß sie immer einen Beigeschmack der Vergangenheit behalten wird, der erst dann verschwindet, wenn sie eben keine Neuerung mehr ist. — Auch der Protestantismus unsrer Tage hat

noch nicht den reinen Glaubensbegriff überall durchgesetzt. Die Saulsrüstung der vorreformatorischen Zeit hat der David der folgenden Jahrhunderte zwar abgeworfen, aber er hat sich nicht gescheut, einige Trümmer wieder zu sammeln, um daraus eine neue Autorität zu konstruiren, nämlich den Glauben an die Schriftautorität und das Gebundensein an gewisse Dogmen. Dieses Erbe der Reformation hätte man besser nicht angetreten; die neue Autorität machte den Glauben zu einem einmaligen Akt, statt zu einer dauernden sittlichen Thätigkeit; man übersah, daß sich die Forderung des Herrn an den Willen richtet, man achtete zu wenig auf die Reinheit und Stärke des Glaubens und betonte in falscher Weise seine Korrektheit. Vor der Reformation lag der Sitz des Glaubens in der Intelligenz, die Reformation verlegt ihn in den Willen, aber sie hat mit ihrer Neuerung nicht vollen Ernst gemacht, sie nicht in allen Konsequenzen durchgeführt.

Liegen nun die Wurzeln des Glaubens im sittlichen Gebiet, so sind auch die den Glauben fordernden Eigenschaften Jesu von sittlichem Charakter. Bestimmen wir sie zuerst negativ, oder vielmehr sehen wir zu, an welche in erster Linie sich der Glaube zu verschiednen Zeiten hielt. Zunächst kommt die Präexistenz in Betracht. Es ist bemerkenswert, daß die Schrift ihr keineswegs diesen Wert zuteilt. Die Kanaanäerin, der Hauptmann von Kapernaum, der Schächer am Kreuz sind ohne sie ausgekommen, und ihr Glaube war zum mindesten ebenso tief, rein und aufrichtig als der unsrige, der sie nicht entbehren zu können glaubt. Die Präexistenz hat keinen religiösen Wert, sie kann kein Objekt religiöser Erfahrung werden, wie man immer sie deuten mag. Es fehlt das Band, das diese theoretische Lehre mit dem vertrauensvollen Glauben verknüpft. Auch bringt sie eine ganze Menge unerklärlicher Schwierigkeiten mit. Diesen kann man allerdings aus dem Wege gehen, indem man die Präexistenz als eine „einfach den Glauben fordernde Thatsache" annimmt. Aber ist das ein Glaubensakt? Haben wir nicht vielmehr wieder das Opfer des Intellekts, dem wir gerade entgehen wollten? Unser Eintritt in das ewige Leben mit Gott ist von intellektuellen Momenten ganz unabhängig. Fide sola!

Suchen wir nach andern Eigenschaften Jesu, die vielleicht geeignet sind, den Glauben an ihn zu begründen. Zunächst denken wir an die Wunder. Es fragt sich, ob sie wirklich den Glauben an Christum weckten. Als Wunderthäter allein hätte Jesus nur Staunen geweckt, keinen Glauben; seine Wunder festigten vielleicht den Glauben, aber begründeten ihn nicht. Falls wir auch annehmen wollten, daß die Wunder jene Ueberzeugungskraft je besessen hätten, in unsern Tagen werden Argumente, die einer übernatürlichen Welt entnommen sind, wirkungslos sein. Man setzt voraus, was man andern darthun will. Fragen wir die Schrift selbst, so ergiebt sich, daß sie auf die Wunder nur einen sekundären Wert legt.

Wie steht es nun aber mit dem Hauptwunder, der „großen Thatsache" der Auferstehung? Verlangt sie nicht unbedingten Glauben? Es kommt darauf an, in welchem Sinne man sie versteht. Der Weg solcher Apologeten, die ihren ganzen Scharfsinn aufbieten, eine leibliche Auferstehung Jesu als möglich zu erweisen, ist ebenso mühevoll wie unfruchtbar. Auch wenn ihnen der Nachweis gelänge (den sie doch immer nur negativ führen können, indem sie alle die leibliche Auferstehung bestreitenden Hypothesen abweisen. Vgl. Jahrgang 1887 der Christlichen Welt Nr. 16, 17 und 18), so ist das religiöse Leben des Einzelnen um keinen Schritt gefördert worden. Wir müssen überzeugt sein von der ewigen Fortdauer Christi. Erst wenn wir seinem Leben nachfolgen, von seiner Macht über die Geister überzeugt sind, hat der Auferstehungsgedanke religiösen Wert. In diesem Sinn ist die Auferstehung ein wesentlicher Zug des Glaubens an Jesus; auf diese Weise allein sind wir auch von den Resultaten jeder Kritik unabhängig. — Immerhin können diese Gedanken erst dann fruchtbar werden und eine Realität im Leben des Einzelnen bedeuten, wenn andre, die dem Bereich der greifbaren Thatsachen angehören, ihnen vorhergehen. Jesus ist wahrhaft menschlich. Das ist er nicht nur in dem Sinne, daß er menschlichen Anfechtungen ausgesetzt war und menschliche Leiden zu ertragen hatte, sondern er teilt mit den Menschen

auch die guten, aber gerade spezifisch menschlichen Eigenschaften: sein Wille ist eins mit Gott und abhängig von Gott. Und doch unterscheidet er sich in seiner Menschlichkeit — es ließe sich fast sagen, durch seine Menschlichkeit — von andern Großen dieser Erde. Er stellt ein Ideal dar, aber nicht ein teilweises, wie das der Kunst oder Wissenschaft sein würde. Einen Raphael, Dante, Shakespeare können wir bewundern, aber nachfolgen können wir ihnen nicht. Sie lebten in einer andern Sphäre als wir; um ihren Weg zu gehen, bedürften wir gleich hoher geistiger Kräfte, die uns aber nicht zur Verfügung stehen. Jesus stellt ein universelles Ideal dar: unser Leid nimmt er auf sich, unsre Sünde wird seine Sünde, unser Tod sein Tod. Ihm können wir nachfolgen, ihm dürfen wir ähnlich werden. Jesus ist wahrhaft göttlich. Er ist die Offenbarung Gottes, deren das Menschenherz bedarf. Er offenbart uns aber nicht Gott in seiner Unbegrenztheit, als absolutes Wesen; das würde uns nichts helfen und müßte unserm Verstande unfaßlich bleiben: das Herz bliebe davon unberührt. Wir brauchen eine praktische Erkenntnis Gottes; diesem Bedürfnis kommt Jesus entgegen, indem er uns nur die eine Hauptseite des göttlichen Wesens enthüllt, die sittliche.

Dieser gute und reine Wille Christi, der ihn den Kampf mit der Sünde aufnehmen läßt, der ihn treibt, die Liebe in einer liebeleeren, von Kampf und Schmerz erfüllten Welt zur Geltung zu bringen, ist seine Heiligkeit, und diese Heiligkeit, die den Zwecken des Schöpfers gemäß handelt, ist seine Gottheit. „Gott im Fleisch geoffenbart ist nichts anders als der heilige Mensch.“ Manchem wird diese Identifikation der beiden Begriffe auffallend und neu sein; jedenfalls ist sie konsequent. Schon aus dem bisher Referirten ging mehrfach hervor, daß nur die Begriffe wichtig sind, die uns in praktisch-religiöser Beziehung etwas angehen (Werturteil); metaphysische Prädikate von rein intellektuellem Charakter ohne jede praktische Spitze lassen uns ganz kalt und mögen für den Forscher von Interesse sein, aber nicht für den Christen. — Was wäre Gott uns ohne Christus? Nicht viel mehr als ein Phantom, ein unklarer Begriff, an dessen Definition wir uns abplagen müßten, ohne zu einem Ergebnis kommen zu können. Als Christus in die Welt kam, sahen wir Gott durch ihn. Er gewann greifbare Gestalt, er wurde eine Macht, die unser Leben bestimmen kann, aber keine furchtbare Macht, sondern eine Macht der Liebe. Aus dem Munde der suchenden Menschenseelen ertönt das frohlockende „Heureka.“ Noch ist zwar der Kampf nicht vorbei, das Suchen nicht zu Ende, aber der Weg ist uns gezeichnet, der sicher zum Ziel führt, der Weg, an dessen Ziel in Flammenschrift die Worte prangen: daß wir eins seien, wie er mit dem Vater eins ist. —

Andre mögen an dem Vortrage Kritik üben, ich bin dazu nicht imstande, auch Bessere und Gelehrtere wie ich werden es vielleicht nicht vermögen. Eins war mir klar, daß die an den Vortrag sich anschließende zweistündige Debatte nicht vermochte einen stichhaltigen Einwand gegen die Sätze Chapuis vorzubringen, ganz abgesehen davon, daß alle später Redenden auch in der äußern Form hinter dem Referenten zurückblieben.

Korreferent war Professor Georg Godet, der Sohn des bekannten Neuchateler Gelehrten. Auch er hatte seine Thesen drucken lassen, und gewiß mit Recht. Denn einmal handelt es sich um eine Sache von größter Wichtigkeit, und zweitens war sein Korreferat nicht eine Ergänzung des Referats, wie es in dem Worte liegt, sondern ein neuer Aufbau in den von Chapuis gelieferten Formen. Sehr bemerkenswert sind zunächst Godets Konzessionen. 1. Der Gegenstand des christlichen Glaubens ist allerdings, wenn auch nicht ausschließlich, Offenbarung eines vollkommnen Lebens; 2. die den Glauben weckenden Eigenschaften Jesu tragen sittlichen Charakter; 3. die Präexistenz gehört nicht unter die den Glauben erzeugenden Elemente. Man muß gestehen, daß diese Zugeständnisse ziemlich weitgehend sind, und mancher schon ergraute Anhänger der Präexistenz wird ausrufen: Gott schütze mich vor meinen Freunden. Godet ist wirklich von der „modernen Theologie“ stark „angekränkelt“; die meisten Resultate Chapuis nahm er mit einem „allerdings“ an, um dann schnell sein opponirendes „aber“ hinzuzufügen. Das Christentum, so führte er aus, ist eine Religion der Versöhnung, und diese gründet sich auf die großen Thatsachen des (Sühne-)Todes und der (leiblichen) Auferstehung Jesu. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Godets Einwürfe zu widerlegen. Der Glaube ist allerdings nach Godet ein sittlicher Akt, aber er schließt einen intellektuellen Faktor ein, „die bis zu einem gewissen Grade erforderliche Kenntnis des Glaubensgegenstandes.“ Diesen Standpunkt in seiner Unbestimmtheit hat Chapuis, wie ich glaube, mit Recht als den der Reformatoren charakterisirt. Die Präexistenz hat für die „Altgläubigen“ auch religiöses Interesse insofern, als sie durch das Selbstzeugnis Jesu, das für sie eine höhere Autorität sein muß, bestätigt ist. Der Korreferent beruft sich vor allem auf das vierte Evangelium. Hier kommen wir auf einen springenden Punkt, der meines Wissens bei beiden Verhandlungstagen gar nicht ans Licht gezogen wurde. Alle theologischen Differenzen führen schließlich auf die Schätzung der Schrift zurück. Nimmt man das vierte Evangelium als in der Zuverlässigkeit des Selbstzeugnisses Jesu gleichwertig mit den Synoptikern, so wird man sich in allerlei Widersprüche verwickeln. Nimmt man dagegen der Schrift gegenüber eine unabhängigere Stellung ein, so wird man zunächst aus einem Evangelium die Antwort auf die Frage suchen, was es selbst sein will. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man mit der Argumentation aus der Schrift etwas vorsichtiger sein. Wenn wirklich die Präexistenz nur die Krone des Glaubens, keines seiner wesentlichen Elemente ist, so werden wir mit Godet gern einig sein, denn wir haben Augustins Wort noch nicht vergessen: „im Zweifelhaften Freiheit.“ Die Behauptung, daß Allgegenwart, Allmacht und Allwissenheit für die Kirche „Gegenstand der Erfahrung“ seien, ist doch etwas kühn, aber da keine religiöse Erfahrung dieser Prädikate behauptet wird, können wir auch darüber hinweggehen.

„Christus hat nur Gott werden können, wenn er es seinem Wesen nach schon war.“ Natürlich kann diese Behauptung nur durch die Lehre der Kenosis aufrecht erhalten werden, wonach Christus vor seinem Eintritt in das irdische Leben freiwillig auf seine himmlische Macht und Herrlichkeit verzichtet habe, eine Annahme, die vielen Bedenken unterliegt, die hier nicht erörtert werden können. Auffallend und etwas schwankend klingt Godets Zusatz: „das kann man konstatiren, auch ohne sich auf wissenschaftliche Formeln zu steifen, wie sie die Theologie zu geben sucht.“

Wenn die Haare weiß werden, meinte Professor Dubois am Schluß, dann lernt man einsehen, daß es noch etwas Höheres giebt, als den Streit um theologische Probleme, nämlich den einfältigen Kinderglauben. Vorausgesetzt, daß man den theologischen Gegnern das Prädikat evangelisch zuerkennt, und das that der Vorsitzende ausdrücklich, wird man ihm gewiß gern Recht geben. Wir hoffen sogar nicht erst auf die grauen Haare warten zu müssen; wir können auch früher schon einsehen, daß aller theologische Kampf schließlich zu diesem Siege führen muß, zu der Einsicht, daß wir alle, Groß und Klein, Arm und Reich, Gelehrt und Ungelehrt, Gottes Kinder sind, schwach und unvermögend ohne ihn, stark und mächtig durch seine Kraft. Das war der Ton, der die diesjährige Predigerversammlung durchzog, das ist der Ton, der in unserm Blatt walten soll, und der, wills Gott, in der ganzen Christenheit einst der herrschende sein wird. Denn nicht anders kann Eine Herde und Ein Hirte werden. Pl

---

Die Beleuchtung der Frauenfrage in Sarah Grands Romanen

1. Allgemeines. Ideala

Was den Ausländer in England zunächst befremdet, ist der Maßstab in der öffentlichen Beurteilung der Dinge. Der moralische Standpunkt wird betont, gelehrt und hervorgehoben, wo wir gewohnt sind, entweder mit „Auch Einer“ zu sagen: „Das Moralische versteht sich immer von selbst,“ oder es mitleidig als überwunden abzulehnen.

Den ersten Tag in England fühlte ich mich gleich in eine

andre Welt versetzt. Es war im Theater. Das Stück, von den ersten Schauspielern gespielt, das hier immer volle Häuser machte, wäre in Deutschland unmöglich. Hier wollen die Leute auch in den respektabeln Theatern erbaut werden. Die Pointe des Stücks war die Moral. Ein junger blasirter Lord, ein Lebemann, der politische Führer der Konservativen, wird durch die Umstände und seine eigne Ueberzeugung gedrängt, ein armes Ladenmädchen, in dem er sein Ideal mädchenhafter Unschuld verwirklicht sieht, gegen seine anfängliche Absicht zu heiraten. — Sardousche Stücke werden so umgestaltet, daß sie ihre Pointe verlieren, aber jedes junge Mädchen sie anstandslos besuchen kann. Ein ganz modernes Konversationsstück, in dem die ersten Schauspieler mitwirken, dessen eigentliche Anziehungskraft für die Menge wohl in dem frivolen Gespräch der vornehmen Welt liegt, vertritt doch die Tendenz, daß ein ehrloser Verführer einem Mädchen durch die Heirat ihre Ehre nicht wiedergeben kann, wenn sie sich sittlich über ihn erhoben hat.*)

Auch in Rezensionen über Kunst und Litteratur tritt der künstlerische und ästhetische Gesichtspunkt hinter den moralischen zurück. Dieser sittliche Zug, der ja häufig zu Heuchelei und Pharisäertum entartet, hat sich doch als unveräußerliches Erbe von den Puritanern der alten Zeit bis auf das heutige Geschlecht vererbt. Ein Zug, den wir belächeln, vielleicht verspotten, und der doch das Salz des grünen Eilands ist und allemal, wo er sich aus den Fesseln einer konventionellen Anschauung befreit, eine Kraft entfaltet und einen Aufschwung nimmt, der, wenn auch in veränderter Form, seinen Ursprung, echten Glaubensheldenmut nicht verleugnet.

Wie tief dieser Zug dem Engländer eingeprägt ist, zeigt der Ausspruch einer so großen Künstlerin wie George Eliots, sie wäre nie Schriftstellerin geworden, wenn sie nicht gehofft hätte dadurch einen Einfluß zum Guten auszuüben. Wenn die Tendenz als solche bei uns als künstlerisch unzuläſſig gilt, ist sie dort fast selbstverständlich. Dem Kunstwert von George Eliots Romanen thut sie sicherlich keinen Eintrag. Und wie manchem haben sie eine tiefere Einsicht in das Wesen der Sittlichkeit erschlossen, als ganze Kompendien an Gelehrsamkeit über Ethik! So hat der Kampf des Gewissens gegen die kirchliche Tradition in Mrs. Humphrey Ward seine Darstellerin gefunden, und der Kampf der Frau gegen die Geltung einer verschiednen Moral für Mann und Weib in Sarah Grand.

Der Engländer liest viel und kauft Bücher. Der Schriftsteller kann mit Recht auf die Verbreitung bestimmter Ideen durch Romane rechnen. Der in einer frühern Nummer hier empfohlene soziale Roman All Sorts and Conditions of Men von Walter Besant**) verdankt sein Entstehen dem Wunsch eines Menschenfreundes, dem Proletariat im Osten Londons edlere Lebensgenüsse zugänglich zu machen. Er wollte einen Volkspalast gründen, worin dem Volke gute Musik, Theateraufführungen, Kunstausstellungen und Unterricht zu billigen Preisen geboten werden könne. Es fehlte ihm das Geld zur Gründung. Er veranlaßte daher jenen beliebten Schriftsteller, seine Ideen in einem Roman zu verwirklichen, und bald flossen ihm solche Summen zu, daß der Volkspalast jetzt als Vorbild für ähnliche Bestrebungen in allen Ländern dasteht.

Sarah Grands großer Roman The Heavenly Twins hat die allgemeine Aufmerksamkeit erst ihren früher veröffentlichten Erzählungen zugewendet. Seit seinem Erscheinen im vorigen Jahre, wo es the book of the season war, sind trotz des hohen Preises von 30 Mark 29000 Exemplare in der englischen Originalausgabe verkauft worden. In amerikanischen Nachdrucken ebenfalls eine große Anzahl. Jetzt eben ist es auch in Leipzig herausgekommen***) und hat seinen Rundgang in Deutschland angetreten. Tauchnitz hat eine Novellensammlung in einem Bande von ihr veröffentlicht: Our manifold nature. Diese Erzählungen verfolgen dieselbe Tendenz, können sich aber an Bedeutung mit den beiden Romanen nicht messen.

Die Engländerin gilt für prüde. Sie ist shocked durch die Besprechung vieler Dinge, die wir für selbstverständlich halten. Um so bewundernswerter der Mut dieser Schriftstellerin, kühn in Fragen einzutreten, vor deren Erörterung wir uns noch immer scheuen. Sie hat ihn gefunden, weil sie durchglüht ist von der Ueberzeugung, eine reformatorische Aufgabe zu erfüllen. „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!“ So durchdrungen ist sie von dem Glauben, der Berge versetzt, daß sie nichts Geringeres bezweckt, als durch ihren Aufruf an die Frauen das alte, lebensmüde und doch zukunftstrunkene Fin de siècle zur Umkehr von dem Wege, der unaufhaltsam zum Untergang führt, umzulenken.

Sie hat viel Widerspruch erfahren, Feindseligkeit und Mißverständnis von allen Seiten. Man hat ihre Tendenz demoralisirend genannt. Auf der andern Seite ist ihr so große, begeisterte Zustimmung gerade von Frauen geworden, daß sie in einer neuern Novelle mit etwas hochklingenden Worten als ihre Erfahrung ausspricht:

> Das Getöse der rollenden Sphären soll nach dem Ausspruch der Astronomen so gewaltig sein, daß es die Gehörkraft unsrer sterblichen Ohren übertönt. Und der plötzliche, nach oben strebende Impuls des Menschengeschlechts unsrer Tage, wie er sich in der Haltung der Frauen kund giebt, überragt die an die Erde gebundne (earth bound) Fassungskraft vieler Männer.

Madame Sarah Grand, wie sich die Verfasserin nennt, ist nicht ihr wahrer Name. Sie soll eine noch junge Frau sein, die augenscheinlich trübe Lebenserfahrungen gemacht hat. Man fühlt es ihren Büchern an: nicht die Lust am Fabuliren hat ihr die Feder in die Hand gedrückt, sondern das unabweisliche Bedürfnis, tiefgreifende Erlebnisse an sich und andern von sich loszulösen. Namentlich gilt dies von Ideala, a study from Life. Hier steht die Tendenz erst in zweiter Linie und tritt nicht fest und gewappnet hervor wie in The Heavenly Twins. Ideala ist keine Idealgestalt, und der Roman kein Kunstwerk. Es wird uns die Entwicklungsgeschichte einer Frau vorgeführt, die sich aus dem Dunkel trüber Schickungen und aus der Gefahr, sich auf sonnigen Wegen in die Irre zu verlieren, zu Klarheit und Festigkeit emporringt. Episodenhaft, fast dilettantisch sind die Mitteilungen aneinandergereiht. Wie ein Maler das Wesen der Geliebten in immer neuen Entwürfen zu bannen trachtet und sich nie genug thut, so wird uns hier der Zauber einer undefinirbaren, komplexen Frauennatur in immer neuen Skizzen zu enthüllen gesucht. Im achten Kapitel erfahren wir erst, daß Ideala verheiratet, noch später, daß der Erzähler, der sie uns vorführt, als Mann gedacht ist. Aber wen hätten nicht schon Skizzen oder musikalische Interpretationen feinfühliger Dilettanten, deren ganze Seele noch mit den Ausdrucksmitteln ringt, tiefer ergriffen als vollendete Leistungen virtuosen Könnens? So glauben wir auch hier alle Schwingungen eines ganz persönlichen Seelenlebens mit zu empfinden.

Als ganz junges Mädchen an einen rohen, ungeliebten Mann verheiratet, lebt Ideala äußerlich neben ihm hin, ihre Pflichten treulich erfüllend; innerlich führt sie ein Traumleben. Originell, arglos, ohne Weltkenntnis, nie die Folgen ihres Redens und Thuns bedenkend, überläßt sie sich ihren Impulsen, weil ihre Freunde, die sie lieben und verziehen, Freude an ihren sprudelnden Einfällen haben. Ob sie glücklich oder unglücklich ist, wissen auch sie nicht, da sie sich stets in humoristischer Weise über alles ausläßt. Wir lernen sie kennen aus ihrem Verkehr mit andern, mit Armen, Trauernden. So sucht sie eine Frau, die ihr Kind verloren hat, mit dem Hinweis zu trösten, daß sie dies Glück doch einmal besessen habe, und daß dies mehr wert sei als die Schmerzlosigkeit des nie Gehabthabens. Sie gerät in die seltsamsten Situationen, da sie die Menschen mehr wie Verkörperungen bestimmter Ideen als wie Persönlichkeiten behandelt. Als die Roheit ihres Mannes sie nachts nach einer Gesellschaft vor der Hausthür aussperrt, ist sie imstande, auf einer Gartenbank liegend noch den sternklaren Himmel und morgens den Vogelgesang zu genießen. Später hat sie ein Kind, das sie aber früh verliert. Allmählich entdeckt sie die fortgesetzte Untreue ihres Mannes, und da seine Roheiten sich ihr gegenüber steigern, faßt sie den Entschluß, sich von ihm scheiden zu

*) A woman of no importance by Oscar Wilde.

**) Vgl. Nr. 49, auch Nr. 52 vorigen Jahrgangs.

***) The Heavenly Twins by Sarah Grand. 2 vols. The English Library, Heinemann & Balestier, Leipzig. je 1,60 Mk.

lassen. Ergreifend in ihrer Schlichtheit ist die Szene, als sie der Bitte eines von ihrem Manne verführten jugendlichen Mädchens folgt und es in einem schlechten Hause, wohin er es gesandt, als er seiner überdrüssig wurde, aufsucht. Das Mädchen liegt im Scharlachfieber, sie ist eine Sterbende. — Ideala achtet nicht der Ansteckungsgefahr, nimmt sie in ihre Arme und hört ihre Bitte um Verzeihung; aber ihrer Aufforderung, für sie zu beten, kann sie nicht nachkommen, denn angesichts dieses Jammers steigt nur ein Fluch gegen ihren Mann in ihr auf, und sie fordert den Konstabler, der freiwillig zu ihrem Schutz gefolgt ist, dazu auf: er kniet nieder in seiner schwerfälligen Uniform, unter seinem Gebet stirbt das Mädchen.

Um seinen Wegen ungestörter nachgehen zu können, ist der Mann schon vor längerer Zeit an einen fremden Ort mit ihr gezogen, wo sie von ihren Freunden getrennt ist. In ihrer Scheidungsangelegenheit wendet sie sich an eine ihr unbekannte Persönlichkeit, die ihr als besonders zuverlässig gerühmt wird: „denn katholische Priester, die in solchen Fällen die meiste Erfahrung haben, waren nicht in der Nähe.“ Zu ihrer Bestürzung findet sie in ihm keinen würdigen alten Herrn, sondern einen jungen Mann, von dessen Verhalten ihr gegenüber sie sich von Anfang an angezogen fühlt. Er verwaltet ein großartiges Institut, ausgestattet mit Kunstwerken aller Art, das ein Menschenfreund für Gemütskranke hat aufführen lassen. Er stellt ihr die Bibliothek zur Verfügung. Unbefangen überläßt sie sich dem Zauber eines eigenartigen, kameradschaftlichen Verkehrs, lange ohne sich über ihr eignes Empfinden klar zu werden. Lorrimers Charakter ist nur angedeutet. Eine Natur, in der das Streben nach den idealsten Gütern mit niedrigen Impulsen zu ringen hat; kräftig, bestimmt, in sich gefestigt. Der Gedanke an Scheidung tritt ganz bei ihr zurück hinter dem Verlangen, diese Beziehung von ihrem Hause aus ruhig weiter pflegen zu können. Die Weltentrücktheit, in der sie in dieser Zeit lebt, macht sie empfindungslos gegen ihres Mannes Roheiten und trägt sie über alles hinaus.

Sie hatte eine arme Frau besucht und trat aus der beklommenen Luft in einen regenschweren Frühlingsabend hinaus. Mit Entzücken sog sie den Blütenduft ein und sah traumverloren gen Himmel. Ein Mann, der vor seiner Hütte stand, forderte sie auf, unterzutreten. „Ich merkte gar nicht, daß es regnet“ sagte sie. „Die Tropfen sind kaum fühlbar, die Luft so köstlich, der rote Streifen dahinten leuchtet wie der offne Himmel. Wie schön ist es doch, zu leben!“ Es war ein einfacher Arbeiter, zu dem sie sprach, aber der Glanz, der von ihren Augen ausging, blieb in seiner Erinnerung haften wie etwas Geweihtes, das außerhalb der Alltäglichkeit seines Lebens stand. Mancher wird hundert Jahre alt, ohne je ein solches Leuchten an einer Frau zu gewahren...

Aber sie erwacht. Nie hat sie zwischen einem Manne und einer verheirateten Frau andre als freundschaftliche Beziehungen für möglich gehalten. Nun kommen Mißverständnisse. Sie glaubt, Lorrimer habe eine geringschätzige Meinung von ihr gefaßt. Endlich klärt sich alles auf, und sein Einfluß auf sie ist so mächtig, daß er sie dazu bewegt, eine Gewissensehe mit ihm eingehen zu wollen, da sie alle Zeugnisse, die ihr eine Ehescheidung ermöglichten, früher zerstört hat.

Er [Lorrimer] hätte ihr am meisten die der Frau naturgemäßen Freuden gegönnt, die sie in ihrem Gatten, ihrem Heim, Kindern und nur in solchen geistigen Interessen, die erfreulich sind, findet. Ich hatte immer gehofft sie in einer umfassendern Wirksamkeit thätig zu sehen. Sie gehörte zu den seltnen Frauen, die dazu ausersehen sind, beiderlei Bestimmungen zu erfüllen, und zwar in würdiger Weise, wenn ihr die Verhältnisse erlaubt hätten, beides zu vereinigen.

Es hält schwer, sie zu überzeugen, daß sie Lorrimer aufgeben müsse.

Sie würde selbst weder glücklich sein, noch Lorrimer glücklich machen. Sie gehört zu den Naturen, die ein überfeines Ehrgefühl leicht verletzbar macht. Ein Beweis ihrer Hoheit. Ihre Hingabe an die Liebe kann selbst unter den günstigsten Bedingungen, bei voller Uebereinstimmung von Schönheit, Jugend und geistigen Interessen, keine Befriedigung finden, wenn sie nicht unter den geordneten und geheiligten Verhältnissen erfolgen kann, die die Menschheit zu ihrer sittlichen Regelung ersonnen und festgesetzt hat.

Nach und nach gelingt es, sie hiervon zu überzeugen. Unter heißen Kämpfen giebt sie den Wunsch nach eignem Glück auf; Lorrimer wird bewogen, sie frei zu lassen, und „nun der alte Mensch zerstäubt, wird der neue wach!“ Die Schlacken der Selbstliebe fallen von ihr ab, und sie lebt nur noch dem Zweck, eine große, immer weitere Kreise umspannende Gemeinschaft mit den Ideen zu erfüllen, die ihr aus eignen Schmerzen als Wahrheit aufgegangen sind. Und welches sind nun diese Ideen? Einige lernen wir schon zu Anfang aus ihren Gesprächen mit Lorrimer kennen. Er ist durchaus konservativ in seinen Anschauungen.

Sie haben in Frankreich Experimente mit den Ehegesetzen angestellt, bemerkte Lorrimer.

Ja, und sind erbärmlich damit gescheitert, denn ihr Motiv war verächtlich. Sie wollten die Gesellschaft nicht erheben, sondern Nachgiebigkeit an den Genuß ohne äußerliche Schande ermöglichen. Ich achte unsre Ehegesetze sehr wohl einer Verbesserung fähig.

Man versucht das gegenwärtig, sagte er mit leichtem Lächeln. Ein Freund von mir hat ein neunzehnjähriges Mädchen geheiratet, das sich weigerte, das Unterthangelübde abzulegen. Wie absurd von einem jungen Ding, das besser wissen zu wollen als alle frühern Jahrhunderte!

Mir scheint es, sagte Ideala, viel sonderbarer von den Jahrhunderten, ein Gelübde vorschreiben zu wollen, das zu halten gar nicht in die Macht der Menschen gestellt ist. Charakterstärke bestimmt auch die Stellung von Mann oder Frau im Hause so gut wie anderswo. Es ist thörricht und überflüssig, zu verlangen, der Stärkere solle sich dem Schwächern unterordnen. Das Gelübde bei der Trauung ist nichts als eine Farce. Wie oft verspricht die Frau einen Mann zu lieben und zu ehren, der es nicht verdient; einem Manne zu gehorchen, der außer stande ist, zu beurteilen, was für sie oder ihn das Beste ist. Ich hege keine Achtung vor den Jahrhunderten, die solchen Unsinn proklamiren. Es ist gar nicht nötig, uns formell zu binden, wenn die Männer sind, was sie sein sollten. Würden wir ihnen da nicht mit Freuden gehorchen? Besseres verlangen wir ja gar nicht!

Eigne Erfahrung legt ihr bei einer andern Gelegenheit die Worte in den Mund:

Ich stimme mit denen überein, die uns den Zusammenbruch der Gesellschaft prophezeien, wenn nichts geschieht, um der Auflösung vorzubeugen. Selbst die Ehe ist zu einem Handelsvertrage herabgesunken, von dem nur berufne Prediger und junge Leute, die eine Leidenschaft für einander gefaßt haben und sich heiraten wollen, in andern Tönen sprechen. Eine Leidenschaft, die notwendig sterben muß, da ihr die erhaltenden Kräfte fehlen, die auf Wissen, gesunden Grundsätzen und Selbstbeherrschung beruhen. Einige sind zufrieden mit dem eingegangnen Vertrag. Wenn man aber beobachtet, wie selten wahres Glück in der Ehe gefunden wird, läßt sich begreifen, daß sie nicht hoch in Achtung steht. Selbst ein reines Leben von der Wiege an würde die Menschen schwerlich dazu tauglich machen. Und doch hält sich jeder Mann zur Ehe berechtigt, ohne sein Vorleben deshalb würdiger und edler einzurichten. Wenn man sieht, wie dies idealste menschliche Verhältnis allerorten leichtsinnig gehandhabt wird, so drängt sich einem der Gedanke wohl auf, daß wir bösen Zeiten entgegen gehen. Sie brauchen mir nicht die Römer entgegenzuhalten und den unvermeidlichen Untergang der Völker. Wir besitzen die Erkenntnis einer höhern Moral als die Römer, und könnten besser sein, wenn wir nur wollten. Aber wo sind unsre Männer? Müssen wir nicht den Tod aller Männlichkeit beklagen? Ist es zu verwundern, daß wir das Beste aus unserm Dasein verlieren, wenn wir Frauen allein zu seiner Verteidigung übrig bleiben? Glauben Sie mir, die Herabwürdigung der Ehe ist das Leibmotiv, nach dem die ganze bestehende Gesellschaft in Stücke geht....

Man sagt, wir würden uns bei Erfüllung unsers Wunsches nach vermehrtem Wissen nicht begnügen. Gewiß nicht, denn sobald uns unsre eigne höhere Kultur gesichert ist, werden wir auch von den Männern eine höhere Bildung verlangen. Das Gebet einer jeden echten Frau lautet nicht: „Mache mich meinem Manne überlegen,“ sondern: „Herr, mache meinen Mann mir überlegen!“ Giebt es eine kläglichere Lage als die einer hochgesinnten Frau, die ihrem Manne überlegen ist, und es weiß! In jeder feinen, gebildeten Frau lebt das eingeborne Verlangen sich unterzuordnen, und sie muß dem Besten in sich Gewalt anthun wenn sie es nicht kann. Ihr kennt die Geschichte solcher Ehen. Das Mädchen wächst auf in der Voraussetzung in ihrem Mann dereinst den Führer, sittlichen Halt und Freund zu finden. Er soll Herr des Hauses sein, Herr ihres Lebens, ihrer Freiheit, ihr einziger Schiedsrichter. Die Welt erwartet, daß er diese Stellung ausfülle, und die Frau wünscht es. Steht er nun moralisch unter ihr, dann ist er auch für das Uebrige nicht tauglich, und sie gerät in eine falsche Position. Ein Zustand unsäglichen Jammers kommt über sie. Ihre Erziehung und ihre Vorurteile veranlassen sie zu dem Versuch, sich dem zu unterwerfen, was sie doch für unmöglich erkennt. Allmählich aber drängen die Verhältnisse sie aus ihrer unnatürlichen Stellung heraus. Um ihr Haus, ihre Familie zu erhalten muß sie rebelliren, die Zügel in die Hand nehmen und dem Leben gegenübertreten — ein enttäuschtes, vereinsamtes Weib! — Der Himmel sei ihr gnädig! sagte Claudia. Man weiß, daß die Zukunft einer Frau in einem solchen Seelenzustande nur eine Frage der Verhältnisse und des Temperaments ist. Sie kann sich daraus erheben — sie kann aber auch sinken. — Dann ist es ihre Schuld, erwiderte Ideala — denn sie mußte es besser wissen....

Einmal wirft sie die Frage auf, ob ein Kontrakt legal richtig und moralisch unrecht sein könne?

Wenn ich einen Kontrakt unterzeichnet hätte und hinterdrein er-

führe, daß die, die mich dazu veranlaßen mich in Unkenntnis seiner wichtigsten Bestimmung gelassen hätten, so, daß ich thatsächlich nicht wußte, zu was ich mich verpflichtete, kann man einen solchen Kontrakt als moralisch bezeichnen?

Ich würde sagen, die Menschen wären nicht aufrichtig mit Ihnen verfahren, antwortete der Bischof, trotzdem braucht diese Bestimmung nichts zu enthalten, gegen das Sie etwas einzuwenden hätten.

Aber angenommen, dies wäre der Fall, und ich müßte mich energisch dagegen verwahren, weil meine ganze moralische Natur sich dagegen aufbäumt? Angenommen, ich sei durch das Gesetz genötigt, sie trotzdem zu erfüllen, würden Sie solchen Kontrakt noch moralisch nennen können? Wäre es nicht unmoralisch, gegen mein Gewissen zu handeln?

Der Bischof stimmte ihr bei, und endlich befragt, welchen Kontrakt sie denn im Sinne habe, entgegnet sie zum allgemeinen Entsetzen: — den Ehekontrakt!

Damit deutet sie auf das bei uns übliche Verfahren, unsere jungen Mädchen bei der Verheiratung in völliger Unkenntnis der Verpflichtungen zu lassen, die sie mit der Ehe eingehen. Für viele Naturen geradezu ein Verhängnis und ein negativer Eingriff in die persönliche Selbstbestimmung der Frau.

Ideala ist der Meinung, daß der ganze Mensch sich nicht sorgfältig genug auf den Ehestand vorbereiten könne. Sie erhebt sich zu den paradoxen Forderungen, daß der Staat die Sache in die Hand nehmen müsse und in öffentlichen Vorlesungen Anleitung dazu erteile. Nur die sittlich Würdigen und Reinen dürften den Ehekonsens erlangen.

Nachdem sie ihr Verhältnis zu Lorrimer aufgegeben hatte, war sie ein Jahr ins Ausland gegangen, und zwar nach China. Sie hatte sich Missionaren angeschlossen und die Absicht gehabt, selbst Missionarin zu werden. Allein die Wahrnehmung, wie viel konsequenter die chinesischen Frauen ihre einmal gewonnene moralische Erkenntnis in die That umsetzen als die Engländerinnen, hat sie bewogen, lieber an der Hebung der Frauen ihres Landes zu arbeiten. Sie ist der Meinung, die gesellschaftlichen Zustände in China seien nur in der Form andre als in England. Es wird ihr darauf entgegnet, daß englische Mädchen doch nicht in eine verabscheuungswürdige Sklaverei verkauft würden.

Nicht? erwiderte Ideala auffahrend. Ich kann Sie versichern, daß Frauen, Männer, Väter, Gatten und Brüder, die in England derselben Gesellschaftsklasse angehören, ihre jungen Mädchen verkaufen — und ich habe Beweise dafür. — Aber wir verheiraten unsre Töchter doch nicht gegen ihren Willen? — So darf man die Frage nicht stellen. Ein chinesisches Mädchen erwartet es nicht anders und findet solches Verfahren durchaus selbstverständlich. Und dies System hat seine Vorzüge. Das Mädchen hat keine Illusionen, die zerstört werden, sie erwartet kein neues Glück in ihrem Eheleben zu finden, sodaß sie durch die Heirat nur gewinnt. Man zwingt unsre Töchter nun wohl nicht im buchstäblichen Sinne. Kennt ihr aber nicht den unmerklichen Druck, den man ausübt, sobald sich ein annehmbarer Freier naht? Habt ihr nie bemerkt, wie ein Mädchen, das nicht heiraten mag, sich unter den Sticheleien ihrer Angehörigen windet, kalte Blicke empfängt und sich wie ausgeschlossen fühlt aus der Gemeinschaft der Ihrigen? Sie hat ein kleines Märtyrertum zu erleiden unter dem Mißfallen derer, die ihr die Liebsten sind, die ihr die ganze Welt ausmachen, ohne deren Liebe das Leben ihr zur Last wird, und denen sie das beste Urteil zutraut. Wie jemand gesagt hat: Sie ist eine fein angelegte Natur, und sie erwecken die Empfindung in ihr, sie sei schlecht. Schließlich dünkt ihr jedes Opfer leicht, das ihr die Liebe der Ihrigen zurückgewinnt.

Man sieht, worauf Idealas Wirken gerichtet ist:

Turgenjew sagt, daß bei jeder Reformation eine Periode des Redens dem Handeln voraufgehe. Ich gehöre der ersten Periode an. Ich möchte die Herzen der Frauen in Flammen setzen, und wenn mir das gelingt, kümmert mich nicht, ob ich Anstoß errege. Mein Ziel ist, die Frauen unzufrieden zu machen. Ihr kennt doch eine edle Art der Unzufriedenheit? Ich war lange der Meinung, es sei alles gethan, was geschehen könne zur Besserung der Welt. Aber eins ist noch nie versucht worden. Die Frauen sind noch nie zusammengetreten, um ihren Einfluß gegen das, was sie nicht billigen, geltend zu machen. Sie arbeiten jede für sich und suchen nur ihr eignes Leben glücklicher zu gestalten. Sie müssen eine weitere Lebensanschauung gewinnen, einsehen lernen, daß sie ihr Ziel nur erreichen, wenn sie für alle wirken, mit der Absicht, das Los der ganzen Welt besser, d. h. glücklicher zu gestalten. Sie bedürfen dazu nichts als den festen Willen. Eine jede in ihrem Hause, in ihrem Kreise. Einmal ihrer Ziele bewußt, brauchen sie nur ihren Einfluß nach der Seite hin geltend zu machen, aber ruhig, entschieden, unentwegt. Dann werden sie ihr Ziel erreichen. Unser Einfluß gleicht den starken Unterströmungen des Ozeans. Ruhig an der Oberfläche ist ihre Gewalt unwiderstehlich. Ich will mein Leben dafür einsetzen, dieser Kraft die richtige Direktive zu geben. Nicht, daß ich mich für solches Werk würdig erachtete. Ich habe Gewissensskrupel gehabt, das Bewußtsein meiner eignen Unwürdigkeit hat mich gequält. Aber ich habe einsehen gelernt, daß man auch ohne Verdienst zu einem Werkzeug des Guten werden kann . . .

Man sieht, die Ziele erscheinen hier noch ganz vage, in kaum umschriebenen Umrissen:

Nichts ist dem sozialen Gedeihen verderblicher, oder führt den Verbrecherklassen mehr Glieder zu, als Familien, die größer sind, als die Eltern sie ihrer Lebensstellung gemäß erziehen können. Wenn eine höhere Ausbildung der Frauen nur der Uebervölkerung einen Damm setzte, so wäre sie schon dankbar zu begrüßen als Mittel vielem Verderben vorzubeugen."

Diese lose an einander gereihten Stellen geben nicht den Eindruck, den sie im Zusammenhang als Aeußerungen einer Frau machen, deren persönliche Entwicklungsphasen sie bezeichnen. Auf bestimmte Situationen Bezug nehmend, sind sie teilweise von erschütternder Wirkung. Nicht ersonnen, quellen sie aus dem Strom eigensten Erlebens und hinterlassen dem Leser das unabweisbare Gefühl, daß etwas in unsern Lebensordnungen und Verhältnissen nicht in Richtigkeit sei. C B

Verschiedenes

(Soziale Litteratur) 1. Die Arbeiterfrage. Eine Einführung von Dr. Heinrich Herkner. Berlin, Guttentag, 1894. 4 geb. 5 Mk. 2. Eton and the Labour Question. By George Drage. Eton, Ingalton Drake, 1894.

Von wenigen Büchern dürfte wie von dem vorliegenden Buche Herkners in gleicher Weise gelten, daß es einem bestehenden Bedürfnisse in hohem Maße entgegenkommt. Oft genug mußte ich die Antwort auf die an mich gerichtete Frage schuldig bleiben, welches Buch als Leitfaden durch die so mannigfachen und viel verschlungnen sozialen Strömungen unsrer Zeit zu benutzen sei; nunmehr werde ich in solchen Fällen allemal das Herknersche Buch empfehlen. Ganz besonders aber halte ich es für meine Pflicht, die Leser der Christlichen Welt auf dieses Buch aufmerksam zu machen, da diese häufig bei anderweitiger, anstrengender Berufsarbeit einer kurzen und übersichtlichen Darstellung der sozialen Dinge bedürfen.

Der erste Teil des Herknerschen Buches giebt eine in dieser Knappheit trefflich gelungne Uebersicht über die Entwicklung der französischen, englischen und deutschen Arbeiterbewegung. Insbesondre erscheint das, was der Verfasser über die Entstehung und Geschichte der deutschen Sozialdemokratie sagt, bei aller Kürze äußerst treffend und sachgemäß. Die Leser der Christlichen Welt finden hier neben aller Anerkennung der hohen wissenschaftlichen Verdienste von Karl Marx eine Kritik der Sozialdemokratie von einem durchaus arbeiter- und fortschrittsfreundlichen Nationalökonomen.

Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, wie wenig Marx die thatsächlichen deutschen Verhältnisse kannte, wenn er die bürgerliche Revolution des Jahres 1848 als den Beginn des von ihm vorausgesagten sozialen Umschwunges ansah, wenn er von der Expropriation des Grundeigentums zu einer Zeit sprach, da man sich in großen Teilen Deutschlands eben erst bemühte, dem Bauern ein von feudalen Lasten freies Privateigentum zu verschaffen. Marx setzte sich hiermit zweifellos in Widerspruch mit seiner großen Lehre, die die Abhängigkeit der politischen von der wirtschaftlichen Entwicklung behauptet. Nichts andres that Lassalle, indem er das politische Mittel des allgemeinen Wahlrechts über alle andern, auf die Hebung der Arbeiterklassen gerichteten Bestrebungen setzte. Nichts andres thut Bebel, wenn er, wofür Herkner die entsprechenden Stellen anführt, auf einem jüngst abgehaltnen Parteitage erklärte, daß nicht wenige Anwesende den Tag miterleben würden, der die Verwirklichung der letzten Ziele der Sozialdemokratie bringen würde. Da Deutschland noch keineswegs an der Spitze der wirtschaftlichen Entwicklung der Welt steht, so müßten andre Länder, jenem Grundgedanken entsprechend, dieser Verwirklichung des sozialdemokratischen Zukunftstraumes noch viel näher sein. Herkner bezeichnet solche Vorstellungen mit Recht als chiliastisch. Auch auf eine andre Schwäche der sozialdemokratischen Lehre weist Herkner mit Recht hin, auf die irrtümliche Meinung nämlich, daß der fortschreitenden Entwicklung des gewerblichen Großbetriebs eine ähnliche Entwicklung auf landwirtschaftlichem Gebiete parallel gehe; in Uebereinstimmung mit den besten Kennern unsrer landwirtschaftlichen Verhältnisse behauptet dem gegenüber Herkner, daß die gewerbliche Entwicklung der Gegenwart vielmehr den landwirtschaftlichen Kleinbetrieb fördere.

Trotz dieser kritischen Bemerkungen spricht aus jeder Zeile die arbeiterfreundliche Stellung des Verfassers. Viel schärfer und grundsätzlicher ist der Gegensatz Herkners zu der Richtung, die in der gesamten menschlichen Entwicklung, in den Arbeiten und Leiden der Millionen nur den fruchtbaren Untergrund für die Entfaltung weniger Uebermenschen erblickt. Einen der einflußreichsten Denker der Gegenwart, Friedrich Nietzsche, gilt es hier zu bekämpfen, in dessen Schriften die antichristlichen und antisozialen Strömungen unsrer Zeit ihren Brennpunkt finden. In der That, wenn etwas jenen von der Sozialdemokratie vorausgesagten gewaltsamen Zusammenbruch herbeizuführen geeignet ist, so ist es die Anschauung, daß wenige Herren „jenseits von Gut und Böse" in sich den Uebermenschen auszubilden haben, für welchen Zweck sie die Massen mit Recht ausbeuten und unterdrücken. Mit einer Lehre, die jede Anteilnahme an den Leiden der Armen als Verweichlichung des Gefühls brandmarkt, giebt es keine Versöhnung. Herkner hat gewiß Recht, wenn er die antisoziale Stellung Nietzsches zum Teil auf Un-

wissenheit zurückführt. In der „Götzendämmerung,“ in der Nietzsche die für unsre Zeiten maßgeblichen Autoritäten zertrümmert, vom Christentum und Kant angefangen bis herab zu recht untergeordneten Lichtern, erwähnt dieser Philosoph des Sozialistengesetzes einen seiner größten und einflußreichsten Gegner, Karl Marx, überhaupt nicht, weil er ihn offenbar nicht kannte. Ja man kann sagen, daß Nietzsche in die Fülle des Lebens, die er verherrlicht, selbst nicht hineingeschaut habe; sonst würde er wissen, daß in ihr gerade große Geister von dem Leid und der Sünde der Menschheit mit besondrer Gewalt ergriffen wurden. Man denke an Augustinus, an Goethe; beides Uebermenschen im Sinne Nietzsches, mitten im Leben vom Mitleid mit der menschlichen Natur ergriffen, fanden sie Beruhigung und Gleichgewicht erst in den Ideen eines sittlichen, religiösen und sozialen Neuaufbaus der Menscheit.

Wie erfreulich berührt der krankhaften Ueberspanntheit Nietzsches gegenüber das Ideal Herkners von neuen Mittelständen, in denen der Mensch ohne den entsittlichenden Einfluß äußerster Armut, ohne die Gefahren großen Reichtums sich entwickle. Daß Herkner mit dem sozialen Charakter des Christentums und mit der christlich-sozialen Bewegung unsrer Tage sympathisirt, bedarf nach dem Obigen keiner Auseinandersetzung; innerhalb der christlich-sozialen Parteigruppirung vertritt er den Standpunkt Baumgartens, Naumanns und Göhres.

Im letzten Teile seines Buches entwickelt Herkner ein soziales Reformprogramm. In der Grundidee bin ich auch hier mit dem Verfasser voll einverstanden, daß die Freiheit nicht, wie der ältere Liberalismus meinte, durch gesetzliche Dekretirung schon verwirklicht sei, vielmehr durch alle Mittel, auch durch Staatseingriff, für den Arbeiter erst allmählich möglich zu machen sei.

Ob es für den Arbeiter nützlich ist, schon gegenwärtig dem Staate so viel zuzumuten, wie der Verfasser thut, möchte ich bezweifeln angesichts der Thatsache, daß dieser Staat kaum erst jenen Standpunkt überwunden hat, für den die Arbeiterbewegung hauptsächlich als Gegenstand für Suppresivgesetze in Betracht kommt. Wie dem auch sei, den Lesern der Christlichen Welt ist die Lektüre des Herknerschen Buches warm zu empfehlen, wobei der von der Verlagsbuchhandlung festgesetzte niedre Preis rühmend hervorzuheben ist. Sie werden in dem Buche nicht nur reiche Belehrung, sondern auch das Wehen jenes sozialen Geistes finden, den die Christliche Welt selbst pflegt.

In Anschluß an obige Besprechung Herkners sei noch ein Büchlein erwähnt, in dem der verdienstvolle Sekretär der Royal Labour commission, Herr George Drage, seine Ansichten über die Arbeiterfrage vor dem Eton College entwickelt. Dieser Herr wurde von dem konservativen Ministerium zu dem bezeichneten wichtigen Amte berufen. Wie vorurteilslos er in der Beurteilung der Arbeiterfrage denkt, zeigt z. B. der Ausspruch, daß die Geschichte wahrscheinlich die Namen der großen Arbeiterführer des heutigen England — er nennt nicht nur den gemäßigten Burt, sondern auch den radikalen Mann — einmal höher stellen werde als die der vornehmen Premierminister unsrer Tage. Wenn wir hier jedoch besondern Anlaß finden, das Büchlein von Drage zu nennen, so geschieht es deswegen, weil es entgegen der Nietzscheschen Behauptung trotz aller sozialen Stimmung das Gegenteil von Schwäche und Thatenlosigkeit ist. Drage nämlich stellt insbesondre unter dem Gesichtspunkt die Arbeiterverbände, Gewerkvereine wie Genossenschaften, so hoch, weil in ihnen die neu emporsteigenden Klassen des englischen Volkes eine Schule der Selbstverwaltung durchmachten, die sie zur Teilnahme an der politischen Herrschaft fähig machte. In ihnen entwickelten sich Männer, die, nachdem sie praktisch im kleinen Kreise die Zusammenfassung und Beherrschung von Menschen gelernt hätten, auch in der Beherrschung und Verteidigung des britischen Weltreiches ihre Pflicht thun würden.

Herr Drage hat des weitern kürzlich ein interessantes Buch über die Arbeitslosigkeit geschrieben (The Unemployed. London, Macmillan, 1894), auf das hier lediglich aufmerksam gemacht werden soll, indem wir seine Besprechung uns vorbehalten. v. Schulze-Gävernitz

(Gustav-Adolf-Festspiele) Wie der Gustav-Adolf-Verein so fordert auch der Evangelische Bund die evangelischen Gemeinden zu einer festlichen Feier des am zweiten Adventsonntag bevorstehenden dreihundertjährigen Geburtstags des großen Schwedenkönigs auf. Unzweifelhaft werden manche Gemeinden in Stadt und Land an eine Erhöhung der Feier durch Aufführung eines Festspieles denken. Trotz aller Bedenken und so mancher absprechenden Urteile über die durch das Herrigsche Lutherfestspiel ins Leben gerufnen Volkstheater und die ihm dienende dramatische Kunstgattung hat sich die dadurch gebotne Verkörperung großer Gestalten der Geschichte und dem Volke an das Herz gewachsener Persönlichkeiten dennoch vieler Orten Bahn gebrochen. Dieses wird ohne Zweifel das kommende Gustav-Adolf-Fest aufs neue bestätigen. So möchte wohl manchem ein Dienst geleistet werden, wenn an dieser Stelle einige Bemerkungen über die bislang vorhandnen Gustav-Adolf-Spiele geboten werden; denn je mehr vorhanden sind, desto schwieriger ist ja die Wahl. Der schließliche Erfolg hängt aber im wesentlichen mit von einer glücklichen ersten Wahl ab. Lassen wir also jegliche dramaturgischen Ausführungen über die Art der Anlage und Behandlung der Stücke und Charaktere beiseite — diese Kunstgattung verträgt dergleichen auch nicht — und beschäftigen wir uns ausschließlich mit deren Ausführbarkeit nnd Wirksamkeit.

Vor mir liegen vier Stücke: das Devrientsche; ein Gustav-Adolf-Spiel von Albrecht Thoma, Professor am Lehrerseminar in Karlsruhe; Gustav Adolf von D. Paul Kaiser, Pastor an St. Matthäi in Leipzig, und Gustav Adolf, ein kirchliches Festspiel von Friedrich Corleis. Ueber das Devrientsche Spiel, als das älteste und wie ich gleich bemerken will bedeutendste unter diesen vieren, ist bereits früher in diesen Blättern geschrieben.*) Darum will ich darüber nur soviel sagen, daß es sich am meisten der eigentlichen Bühnendramatik in szenischem Aufbau, Handlung, Charakterzeichnung u. s. w. annähert, seine Darstellung auf dem Volkstheater deshalb jedenfalls nur in großen Städten bei genügender Vorbildung der Spieler möglich ist. Von den andern dreien will ich zunächst das Thomasche als das nennen, das sich am meisten dem Devrientschen annähert. Corleis hat in der Anlage seines Spieles das Herrigsche Muster befolgt. Wir finden bei ihm die zwei idealen und zugleich den Zusammenhang der einzelnen Bilder (Akte) erklärenden Zuschauer. Kaiser endlich verfolgt seinen eignen Weg in der Durchführung, wenn er auch immerhin mehr sich Herrig als Devrient annähert. Durch eingelegte Choräle, die übrigens auch Thoma und Corleis haben, läßt er die Zuschauer an der Handlung Anteil nehmen.

Was nun zunächst den Wert und die Durchschlagskraft der drei Festspiele anbetrifft, so müssen wir auf die unterste Stufe das Corleissche stellen. An diesem Urteil kann mich auch die Besprechung in den Altonaer und Hamburger Zeitungen, die den dortigen, wie es scheint bisher einzigen Aufführungen gewidmet ist, nicht irre machen. Die beiden idealen Zuschauer, „Leberecht“ und ein Gesandter Lübecks sind höchst unglücklich gewählt. Namentlich versteht man den Gesandten nicht, der nur im ersten Akt (oder wie man es sonst nennen will, Corleis verschmäht jegliche äußerliche Teilung), wo er des Königs Ankunft erwartet, also gewissermaßen eine Person der Handlung selbst, seine Stelle hat. Nicht minder unglücklich ist die persönliche Einführung Wallensteins mit einer Szene, die nur versteht, wer Schillers Wallenstein genau kennt. Am meisten entbehre ich in dem Stücke eigentliche Handlung; es kommt selten über Reden zwischen einigen Personen hinaus.

Lebendige Handlung, daß etwas vor den Augen der Zuschauer geschieht, ist ungleich mehr bei Kaiser und Thoma vorhanden. Beide werden deshalb auch wirkungsvoller sein. Zwischen diesen beiden ist das Abwägen schwerer. Jeder hat seine eigentümlichen Vorzüge. Des praktischen Nutzens wegen will ich darum zuerst erwähnen, daß hinsichtlich der Spieler Thoma die meisten Anforderungen stellt. Es ist das Devrientsche Vorbild, das hier nachwirkt. Hinsichtlich der szenischen Darstellung dagegen ist Kaiser schwerer aufzuführen, wie er auch ungleich mehr Personen auf die Bühne bringt als Thoma. Wer deshalb an einem kleinen Orte ein Gustav-Adolf-Spiel plant, und wer dann einigermaßen tüchtige Spieler findet, namentlich für Gustav Adolf, Leubelfing, Oxenstierna und den langen Fritz, dem rate ich, Thoma zu nehmen. Wer hingegen mit Massen wirken kann, dem rate ich zu Kaiser. Tüchtige Spieler brauchen bei ihm nur der König und der Jesuit zu sein. Aber selbst diese Rollen stellen noch nicht die Anforderungen an ihre Träger, wie dieses bei Thoma der Fall ist. Es ist zu bedauern, daß sich Thoma die bei Kaiser höchst wirksam zur Geltung gebrachte Attentatsszene hat entgehen lassen. Auch verlangt Thoma bisweilen zu viel geschichtliche Kenntnis vom Zuschauer, wenn er sofort die verschiednen Anspielungen und Lagen verstehen soll, in die Gustav Adolf durch seine lauen Bundesgenossen gerät.

Thoma hat sein Stück ausdrücklich „für Stadt und Land“ geschrieben. Er hält es sogar für aufführbar in Kirchen, und ich will dem nicht widersprechen, trotzdem ich es selbst dort nicht zur Aufführung bringen möchte! Kaiser hat eine doppelte Ausgabe seines Stückes veranstaltet, eine größere und eine gekürzte Textausgabe. Letztere erscheint nur verständlich, wenn man annimmt, daß Kaiser an kleinen Orten die Aufführbarkeit ermöglichen will. Leider scheint dieses nach meiner Erfahrung nicht der Fall zu sein, denn er verweigerte nach einem solchen Orte hin seine Einwilligung, ohne die sein Stück nicht aufgeführt werden darf. Hoffentlich tritt er jedoch noch, wenn die Anfragen aus kleinen Orten sich mehren, aus seiner unverständlichen Zurückhaltung heraus, sodaß dem deutschen evangelischen Volke am Geburtstage Gustav Adolfs die Person des Schwedenkönigs mit dem gewaltigen Hintergrunde seiner Zeit durch Thoma oder Kaiser an vielen Orten vor die Augen geführt werden kann und geführt wird. E Schn

(Für das Gustav-Adolf-Jubiläum) sind soeben bei J. J. Reiff in Karlsruhe zwei Volksschriften von Albrecht Thoma erschienen, dem Verfasser von „Saulus“ (G. Winter, Heidelberg) und „Dr. Luthers Leben“ (Zweite Auflage, G. Reimer, Berlin).

Das „Gustav-Adolf-Spiel“ (mit Porträts; Preis 1 Mk.) ist namentlich zur Aufführung auf der Volksbühne oder in der Kirche sehr geeignet; es kann unter den einfachsten Verhältnissen Verwendung finden: keine Kulissen, nur zwei Vorhänge sind nötig; doch kann das Werk auch prunkvoller mit Dekorationen aufgeführt werden; eine eingehende Spielanweisung ist beigegeben. Es treten nur sechsundzwanzig redende Personen auf (statt fünfzig bei Devrient); die Handlung ist einfacher, straffer, die Charaktere sind scharf und eingehend gezeichnet; Episoden fehlen; „Nebenpersonen“ treten nur wenige auf; alles konzentrirt sich in dem Helden. Die Darstellung und Sprache (gereimter Vers) sind volkstümlich und edel; der Eindruck des Ganzen ist wirksam.

„Gustav Adolfs Leben fürs deutsche Volk mit vielen Bildern“ (Preis 50 Pfg.), ähnlich wie „Dr. Luthers Leben,“ nur halb so groß, für Hoch und Niedrig, streng historisch begründet, reich und doch knapp. Es verwendet sehr eingehend Zitate der Quellen, Reden der betreffenden Personen und läßt namentlich die Volksstimme zu Worte kommen in reicher Benutzung der vielen Volkslieder aus dem dreißigjährigen Kriege.

Der Reinertrag beider Schriften ist für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Freiburg bestimmt. F J

---

*) Vergl. Jahrg. 1891 Nr. 37.

(Litteratur aus dem Gustav-Adolf-Verein) Die Jubiläumsfestschrift, die Pastor Franz Blanckmeister in Dresden im Auftrage des dortigen Hauptvereins verfaßt hat, und die im Verlage von Franz Sturm und Co. daselbst erschienen ist: Der Dresdner Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung in den fünfzig Jahren seines Bestehens 1844 bis 1894 bildet ein stattliches Heft von 64 Seiten in trefflicher Ausführung und mit hübschen Illustrationen; der Preis (25 Pfge.) ist sehr mäßig. Im selben Verlage ist nicht nur des Hofpredigers D. Emil Frommel Festpredigt bei der fünfzigsten Jahresfeier des Dresdner Hauptvereins am 10. Juli 1894 in der Frauenkirche zu Dresden über Kol. 2, 5 bis 7; 3, 2 und 3: „Hier stehe ich! Ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen" erschienen (16 S., zum Preise von 20 Pfgen.), sondern neu aufgelegt die vom Prälaten Karl Gerok vor neunundzwanzig Jahren ebendaselbst beim großen Gustav-Adolf-Feste am 7. September 1865 gehaltene über Joh. 7, 37 f *)

H

Quittung

Für das evangelische Hospiz in Rom: je 20 Mk. von H L R, Herrnhut, und M F, Sohland a. S.; 15 von F W, Nauheim; je 10 von R W, Nauheim, und A F, Sohland; 6 von C M, Nauheim; 3 von T R, ebenda.

Herzlichen Dank!

D H

*) Ueber andre Gustav-Adolf-Schriften siehe die Nr. 23, 25 und 26.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 38 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Evangelische Konferenz in Schlesien

1. In der **Breslauer Festwoche Versammlung** am Donnerstag, 4. Oktober, 9 Uhr vormittags im Saale des Pfarrhauses zu St. Bernhardin (Seminargasse 13). Pastor Foerster aus Hirschberg: Die Berechtigung des Landeskirchentums. — Gäste sind herzlich willkommen.

2. Vor dem **theologischen Ferienkursus** (9., 10., 11. Oktober) treffen sich die Mitglieder der Evangelischen Konferenz in Breslau am Montag, 8. Oktober, abends 8 Uhr im Löwenbräu am Blücherplatz.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche**, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

„Der Reichsbote"

empfiehlt sich beim Quartalswechsel zum Abonnement

„Der Reichsbote" ist die am meisten verbreitete konservative Zeitung des Deutschen Reiches.

„Der Reichsbote" kämpft für die Erhaltung der **christlichen Weltanschauung** als der sittlichen Grundlage unsrer Kultur, für die **Macht und Größe des Reiches**, sowie für **Erhaltung und Stärkung eines tüchtigen Mittelstandes** durch Förderung der produktiven **nationalen Arbeit**. — Inhalt: **Leitartikel, politische Tagesübersicht, Original-Korrespondenzen, tägliches Feuilleton** und **unterhaltendes Sonntagsblatt** mit ausgewählten Original-Novellen, wissenschaftlichen Aufsätzen u. s. w., **Landwirtschaftlicher Ratgeber**; ferner **Provinzial- und Berliner Lokal-Nachrichten, Börsen-Kurse, Produkten- wie Marktberichte, Verlosungsliste.** — Der „Reichsbote" kostet vierteljährlich nur 3 Mark 50 Pfge. Man abonnirt bei allen Postanstalten.

Die Expedition des „Reichsboten"
Berlin SW. 46, Dessauerstr. 37.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,

enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.** Prospekt durch

Rektor Kühne

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Soeben sind erschienen:

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 14 u. 15

Nr. 14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis broschirt 40 Pfge.

Nr. 15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedr. Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis broschirt 40 Pfge.

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus

in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Ahlfeld, D. F., **Das Alter des Christen.** Ein Büchlein für die, so im Alter jung sein wollen. Vierte Aufl. Brosch. 2,40 Mk. In Leinw. gebunden 3 Mk., mit Goldschnitt 3,40 Mk.
Eine köstliche Gabe für Jung und Alt.
— **Ein Kirchenjahr in Predigten.** (Predigten über freie Texte.) Dritte Aufl. Brosch. 8 Mk. In Leinwand gebunden 9 Mk.
— **Predigten über die evangelischen Perikopen.** 12. Aufl. Brosch. 6 Mk. In Leinw. geb. 7 Mk.
— **Predigten über die epistolischen Perikopen.** 4. Aufl. Brosch. 8 Mk. In Leinw. geb. 9 Mk.
Einer besondern Empfehlung bedürfen die Werke des hochbegnadeten Ahlfeld nicht; unvergängliche Kraft entströmt seinem Geiste.
R. Mühlmanns Verlag (Max Große), Halle a. S., Schulstr. 10.

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig

Soeben erschien:

Erste Lieferung — Preis 60 Pf.

Neues nationales Prachtwerk

Schiller

Dem deutschen Volke dargestellt von **Dr. J. Wychgram**

Aus den zuverlässigsten Quellen illustriert
mit Lichtdrucken, authentischen Beilagen und Textbildern,
darunter
vielen noch nicht veröffentlichten interessanten Porträts und Autographen.

Dieses volkstümliche Prachtwerk erscheint in 16 Lieferungen zu 60 Pf. — monatl. 2 Lieferungen — und wird um Ostern 1895 vollständig in einem stattlichen Bande zum Preise von M. 9.60 vorliegen.

An gelehrten Forschungswerken über Schiller fehlt es nicht; aber hier ersteht zum erstenmale ein volkstümliches Prachtwerk, das unter Benutzung der Forschungsergebnisse das Leben und den Genius unsers Lieblingsdichters dem deutschen Hause schildert, in eindringlicher, anregender Sprache, mit authentischen, technisch vollendeten Bildern und zeitgeschichtlichen Reproduktionen, ein Nationalwerk, das durch wohlfeile Lieferungen jedermann zugänglich sein soll.

Die Erste Lieferung
mit einem ausführlichen, reich illustrierten Prospekt
ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

— Preis broschirt 3 Mark —

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig